This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AH 24HY +

HARVARD DEPOSITORY
BRITTLE BOOK

RETAIN BOOK COPY

941
Verein

941 Verein

יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX 169.
כרברך חביבני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁσος αληθεια ἐστι·
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Anna Alexandria

Herrin zu Rappoltstein

eine evangelische Edelfrau aus der Zeit der Reformation im Elsaß.

Auf Grund archivalischer Dokumente

von

Dr. Heinrich Rocholl
Konsistorialrat zu Hannover.

ANDOVER THEOL. SEMINARY
MAY 31 1902
LIBRARY
52794

Halle a. S. 1900.
In Commission bei Max Niemeyer.

XXXVI.

Anna Alexandria

Herrin zu Rappoltstein

eine evangelische Edelfrau aus der Zeit der Reformation im Elsaß.

Auf Grund archivalischer Dokumente

von

Dr. Heinrich Rocholl
Konsistorialrat zu Hannover.

Halle a. S., 1900.
Verein für Reformationsgeschichte.

ANDOVER THEOL. SEMINARY
MAY 31 1902
LIBRARY.

52,718

Meinen lieben Töchtern

Klara, Helene und Else Rocholl

in väterlicher Liebe.

Das mächtige Freiheitswort des kühnen Augustinermönches Martin Luther fand mit aller Schnelligkeit ein lebenerweckendes Echo in der Westmark des deutschen Reiches, in den elsässischen Landen. Wie an allen Orten, so hatte sich auch hier allmählich ein innerer Umschwung nicht bloß in kirchlichen, sondern auch in sozialen Verhältnissen bis ins innerste Volksleben angebahnt; im Elsaß war der Boden für ein kräftiges Aufsprossen der reformatorischen Sache schon längst vor Luthers Auftreten bearbeitet und empfänglich gemacht worden. Das Leben der zahlreichen städtischen Gemeinwesen mit ihren vom Kaiser verliehenen Freiheiten hat zunächst den wesentlichsten Einfluß auf die innere Entwickelung des elsässischen Volkes zur Aufnahme der Reformation ausgeübt. Der Zentralpunkt des neuen Lebens war die unmittelbare freie Reichsstadt Straßburg. Von hier aus wurden die Schriften der Reformatoren unter das Volk verbreitet; zu Straßburg hörte man die neuen protestantischen Musterpredigten. Diese mächtige Reichsstadt bot ein Asyl den um ihres Glaubens willen Verfolgten, sie war die letzte Zufluchtsstätte in der Not. Nicht minder als in Straßburg gewann die Reformation in den zehn Reichsstädten, deren Vororte Hagenau und Kolmar waren, viele Freunde, welche teils heimlich, teils öffentlich, bald verfolgt, bald geduldet sich der Sache des Evangeliums hingaben.[1])

[1]) Vgl. des Verfassers Schriften: Anfänge der Reformation in Kolmar. Kolmar, Lang & Rasch, 1875. — Einführung der Reformation in Kolmar, ebendaselbst 1876. — Zur Geschichte der Annexion des Elsaß durch die Krone Frankreichs. Historische Aufsätze, Gotha, A. Perthes, 1888. — Matthias Erb, ein elsässischer Glaubenszeuge aus der Reformationszeit. Straßburg, Heitz & Mündel, 1900. — Herzog Georg von Württemberg und die Reformation im Ober-Elsaß, in der kirchl. Monatsschrift von Lassen, XIX, Heft 10, folg. 1900, Lichterfelde-Berlin, Runge.

In diesem regsamen und freien Sinn der Stadtbewohner erkannte der Adel und die Ritterschaft des Elsaß einen befreundeten Geist. Vom Sickingenschen Eifer angehaucht, auch vom Humanismus berührt, nahmen viele Adlige grundsätzlich Partei wider die römische Kirche, mit deren Würdenträgern sie gleich den Städten in beständiger Fehde um den Besitz der Güter und um die gegenseitigen Gerechtsame lagen.

Das gewaltige Wort Dr. Martin Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation" hatte auch das Herz der Vertreter eines alten fürstlichen Hauses erfaßt, welches einst in den beiden, heute noch in Ruinen erhaltenen Burgen von Rappoltstein, Girsberg und St. Ulrich im Ober-Elsaß gehaust hatte, welches später sich im 16. Jahrhundert ein Schloß in der Stadt Rappoltsweiler selbst erbaute. Wer denkt daran, wenn er diese Schlösser besucht, auf und unter ihren Trümmern wandelt, daß in diesen Burgen vor dreihundert Jahren Gott im Geist und in der Wahrheit geehrt wurde, daß sein heiliges Wort, übersetzt von Dr. Martin Luther, der Burgschatz war, daß die lutherischen Zionslieder auf jenen Höhen ertönten, und die Erbauungslitteratur der evangelischen Kirche dort eine willkommene Heimstätte fand? — Aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und aus dem ganzen 17. Jahrhundert heben sich leuchtend heraus die Bilder etlicher Gräfinnen, die durch Geburt oder Heirat dem alten und edlen Geschlecht derer von Rappoltstein angehörten und ebenbürtig sich anreihten an die evangelischen Fürstinnen anderer Länder. Die erste dieser also gerühmten fürstlichen Frauen war die Gattin Ulrich IX., Herrn zu Rappoltstein, Anna Alexandria, geborene Gräfin von Fürstenberg.[1]) Welch ein ergreifendes, evangelisches Frauenleben ist in dem Namen dieser Anna Alexandria enthalten! Sie ist es wahrlich wert unter die ersten Bekennerinnen des reinen Evangeliums aus der Zeit der Reformation genannt zu werden; sie steht da gleich ausgezeichnet als edle Fürstin, treue Mutter und glaubens-

[1]) Diese Gräfin wird auch Alexandrina oder Alexandra genannt; die wichtigsten Urkunden führen sie mit dem Namen „Alexandria" an.

starke Protestantin; ihr Bild der Vergessenheit zu entziehen, dazu sollen folgende Darlegungen dienen.

Die Herren von Rappoltstein[1]) zu Hohenack und Geroldseck sollen ihren Ursprung herleiten von einem Markgrafen von Spoleto, welcher aus Italien vertrieben wurde zur Zeit der Streitigkeiten zwischen den Welfen und Ghibellinen. Sie bekamen die meisten ihrer Länder in späterer Zeit als Lehen von Oesterreich und von dem Bistum Basel, welches die geistliche Jurisdiktion ausübte, auch von Klöstern, so von der Abtei Murbach, sodaß sie nicht als reichsunmittelbare Herren ihr Land regierten, sondern vielmehr von ihren „landesfürstlichen Obrigkeiten" in vielen Dingen abhängig waren. Von den ältesten Zeiten her wurde das Geschlecht gerühmt wegen seiner Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, aber auch wegen der Treue gegen die althergebrachte Religion und wegen seiner Dienste, die es der römischen Kirche ohne Wanken leistete. Mehrere Rappoltsteiner hatten mit großer Auszeichnung in den Kreuzzügen gefochten; viele hatten Pilgerfahrten zum heiligen Grabe unternommen. Auch im elsässischen Lande wurde von ihnen mancher Wallfahrtsort gegründet.

Als nun die neue Zeit der Reformation anbrach, war das Haupt des alten Stammes Wilhelm II., Herr zu Rappoltstein, ein mächtiger Fürst sowohl am Hofe des Kaisers als auch im ganzen Ober-Elsaß. Unter drei Kaisern, unter Maximilian I., Karl V. und Ferdinand I. hatte er sich durch treue Dienste ausgezeichnet; er wurde Ritter des Goldenen Vließes, Geheimer Rat, Hofmeister und oberster Hauptmann. Maximilian machte ihn zum Landvogt von Vorder-Oesterreich im Elsaß mit dem Regierungssitz in Ensisheim. In ihm haben wir den gestrengen Regenten, der im Namen des Kaisers im oberen Elsaß mit Aufbietung aller Kräfte jedem Aufsprießen der Reformation entgegen-

[1]) Protestantisches Kirchen- und Schulblatt des Elsaß, 1835 u. 1838. — Ratgeber, Herrschaft Rappoltstein. Straßburg, Wolf, 1874. — Kolm. Stadtbibl. Billing, B. L. D. M. 11, f. c. H. 22. — Ortlieb, Histoire de la Reformation dans la ci-devant seigneurie de Ribeaupierre. Straßburg, Schuler 1842. S. 15. — Im Bezirksarchiv Kolmar E. 1040.

trat, welcher die Bekenner der neuen Lehre, mochten es nun Prediger oder einfache Leute sein, gefänglich einzog, sie dem Feuertod oder der Hinrichtung mit dem Schwert überlieferte. Er glaubte dies seinem kaiserlichen Herrn und der römischen Kirche gegenüber schuldig zu sein, denen beide er Leib und Leben, Gut und Blut zu widmen geschworen hatte. Namentlich zur Zeit des Bauernkrieges führte er eine wahre Schreckensregierung von Ensisheim aus in allen Landen, in welche sein machtvolle Hand hineinreichen konnte; er war der festen Meinung, daß die aufkeimende Reform auf kirchlichem Gebiet die Mutter der Revolution und des Umsturzes des niederen Volkes, des Bauernstandes, sei. Besonders die Priester, welche im Sinne Luthers Gottes Wort zu predigen anfingen, verfolgte er mit Feuer und Schwert. Gar viele mußten als evangelische Märtyrer ihre Treue für die erkannte Wahrheit bis in den Tod bezeugen. Unvergessen muß es bleiben, was ein Pfarrer aus Gebsheim über das Ende etlicher Glaubenszeugen in Ensisheim aus dem Jahre 1525 oder 1527 berichtet; es ist ein Beleg dafür, daß die Reformation als Revolution mit Gewalt und mit den Mitteln der Schrecken niedergeschlagen wurde.[1]) Der Bericht lautet folgendermaßen:

„Zum ersten habe ich gefragt nach Herrn Wolfen von Sigolzen (Sigolsheim), so hat dieser Bürger von Ensisheim mir gesagt: er sei gestorben als ein frommer Christ, und als man ihm wollte die papistische Weihe abnehmen und der Weihbischof zugegen gewesen und Herr Wolf vor ihn ist kommen, und man ihm die Alb und das Meßgewand hat wollen ablegen, da hat Herr Wolf gefragt, was er thun müßt? Da hat der Weihbischof geantwortet: Lieber Herr Wolf; ihr sollt nit erschrecken und mir nit fremd sein; was ich da thue, das muß ich thun von wegen des Gebotes päpstlicher Heiligkeit, und ist ihm die priesterliche Weihe abgenommen worden. Da hat Herr Wolf geantwortet: bin ich ein Bösewicht, so darf es sein. Bin ich aber von

[1]) Baum, Capito und Bucer. Elberf., Friedrichs, S. 283. — Eine Abschrift dieses Briefes liegt in der Stadtbibliothek zu Kolmar, in der Billing'schen Sammlung.

Gott ein Priester, so vermöget ihr mir sie nicht abzunehmen, und ist weder in Papstes Gewalt, noch in eurer Gewalt. Und nach solchem hat man ihn wiederum in den Kerker geleitet, bis auf den 1. September, da hat man ihn ausgeführt und Gericht gestellt und ihm die Sentenz gegeben: „man solle ihn verbrennen"! Und als man ihn hat aus der Stadt geführt, da hat er gesprochen: mich tötet kein Recht, sondern Gewalt; aber es wird nicht dabei bleiben; es wird Aergeres hernach kommen. Und als ihm die Pfaffen haben zugesprochen, da hat er gesagt: es dürfe Niemand keine Sorge um ihn haben; er wolle sterben als ein frommer Christ und nicht als ein Verführer. Und zuletzt ist kommen zu ihm ein Pfaff von Lutterbach und hat gesprochen: „Lieber Herr Wolf, ihr sollt euch befehlen Gott und seine Mutter Maria", da hat Herr Wolf geantwortet: ich weiß wohl, was ich thun soll, ich habe mich Gott befohlen und meinem Erlöser Jesu Christo und mich damit in die Hand Gottes, des Allmächtigen, befohlen, und also ist er aus dieser Welt geschieden.

Zum andern, so habe ich diesen Bürger weiter gefragt, ob man zu Ensen (Ensisheim) so viel habe abgethan, als man sagt. Da hat er mir geseit, er habe einen Priester hiesigen sehen henken, aber desgleichen habe er nie keinen sehen abthun, der so mit Frieden ist gestorben als er. Und als er gegen den Baum ist geführt worden, da hat er solche hübsche Worte getrieben, daß kein Mann da ist gesin, es sei ihm die Augen übergangen. Als er aber den Baum ansah, daran man ihn henken soll, da fiel er nieder auf die Knie und sprach laut: „Bis gegrüßt, viel heiliges Holz; der Leichnam unseres lieben Herrn Jesu Christi hat dich geheiligt, der den Tod an dir leidet. O Holz, das da schreiet über alle diese Welt, laß mich nicht irre gehen, als das Schaf, das nicht einen Hirten hat. Ich freue mich dein, daß ich zu dir komme. Darum freue dich mein und empfange deinen Jünger und nimm mich von dieser Welt!" Und dieser Bürger sagt mir viele Worte, die er noch hat gesprochen und geseit, die er nimmer vergessen habe; aber er sei also selig gestorben und christlich; wie er glaube, so sei er ein heiliger vor Gott.

Zum dritten hat er mir gesagt, man habe vier Priester miteinander gehenkt; unter diesen ist gesien Hans von Blodelsen (Blodelsheim). Und als man sie auf einen Karren hätt hinausgeführt zu dem Baum, da man sie hat anwöllen henken, da hat Herr Hans von Blodelsen angefangen: „ihr starken Ritter, die ihm Gott selber hat auserwählt zu großem Lohn, ihr sollt euch nicht abschrecken lassen vor dem zeitlichen Tod, welcher eine Besoldung ist der Sünde, und gedenken, daß Christus Jesus, unser Herr und Erlöser, auch für unsere Sünde ist gestorben; und er blieb fest und stät im Glauben und Beruf; und hat unser Herr Hans die drei getröstet, bis daß man sie alle drei gehenkt. Und er ist der letzte gesien, den man gehenkt hinter diesen. Und da er ist zu dem Strick geführt worden, da hat er gesprochen: „wer tröstet mich nun? Niemand, denn mein Gott und Herr und Schöpfer, der diese Welt erlöst hat mit seinem Leiden und Sterben. Laß mich nicht von dir geschieden sein in meinem Abschied des zeitlichen Todes und nimm mich zu dir in dein Reich." Und also sind sie gestorben christlich in Gott! Die Gnade Gottes sei mit euch zu allen Zeiten. Liebe Frau, ich schick euch hier, wie ich habe gehört von dem Bürger zu Ensen von dem Verscheiden der Lieben in Gott, welche um des heiligen Evangeliums und Glaubens willen sind gestorben; aber ich habe es begriffen nach dem Allerschlichtesten. Und von dem Herrn Hausen aus dem Weilerthal habe ich nicht geschrieben ... Ich bitt euch, daß ihr mir wollet auch ein Geschrift geben an einen Prädikanten in Straßburg, da ich ein Bürger da will werden und füglich mit der Zeit dahin ziehen, da ich hier nicht weiß, meine Seele zu behalten um vielerlei Ursachen willen; denn ich darf das Wort Gottes nicht öffentlich predigen. Und so ich ich es schon predige, so will's doch Niemand annehmen, sondern Aergernis kommen daraus, so gedenke ich der Worte Luk. am 10.; nicht mehr; denn „Gott sei mit euch"! ...

Jacob Klein, Capell.
Pfarrherr zu Jebsheim.

Aus diesen Darlegungen des Augen- und Ohrenzeugen des einfachen, schlichten Bürgers aus Ensisheim ist ersichtlich

daß die Märtyrer keineswegs revolutionäre Menschen gewesen sind, welche der Regierung auf sozialem Gebiet nach der Art der aufrührerischen Bauern entgegen traten. Nein, es waren durchaus evangelisch gesinnte Priester, denen das Licht des Evangeliums aufgegangen war. Um der Wahrheit willen sind sie in den Tod gegangen.

Der Eifer wider alle Reformen steigerte sich bei Wilhelm II. immer mehr, je größer die Gährung wurde, in welche der Bauernkrieg die Gemüter des Volkes versetzte. Luthers Lehre von der Freiheit des Christenmenschen mißverstehend, bezogen die niederen Leute auf dem Lande, schon längst mit ihrer Lage unzufrieden, die neuen Ideen von Freiheit und Selbständigkeit auf ihre soziale Abhängigkeit und richteten unter religiösem Feldgeschrei eine Revolution an, in welcher sie den Fürsten, den Adligen, den Priestern und Mönchen Tod und Verderben zu bringen suchten.

Bei Wilhelm II., Herrn von Rappoltstein, wurde der Haß gegen alles, was mit dem Namen Luther zusammenhing, erst recht groß, als die Bauern im Frühjahr 1525 seinen auf dem Schloß Rappoltstein lebenden Sohn Ulrich bewogen hatten, ihre zwölf Artikel anzunehmen, nachdem dieser die aufgeregten Leute durch Weisheit zu besänftigen verstanden hatte.

Das war so zugegangen: Im Jahre 1525 am Sonntag nach Ostern (am St. Georgentag), kam ein wilder Haufe von aufrührerischen Bauern gen Rappoltstein gezogen. Ulrich giebt den Bürgern den strengen Befehl, daß keiner aus der Stadt gehe und gemeinsame Sache mit den Bauern mache, indem er sie an den Eid erinnert, welchen sie ihm geschworen. Doch dieses Gebot wurde nicht beachtet; in der Stadt wächst der Aufstand, man will das Kloster stürmen, zumal ein Gerücht sagt, daß der gestrenge Landvogt Wilhelm II. in Ensisheim in der nächsten Nacht mit 1500 Reitern die Stadt überfallen wolle. Ulrich fängt an mit einer bewaffneten Bande zu unterhandeln, sie hätten doch einen gnädigen Herrn, es stände ihnen übel an, daß sie den Bauern mehr denn ihm glauben wollten; er sei erbötig, sein Leib und Gut für sie einzusetzen; er wollte auch zwischen seinem Vater und ihnen vermitteln. Doch er wurde umzingelt und mußte gute

Worte geben. Die Bauern und Bürger setzten ihre Artikel auf, schickten sie zunächst zu den Priestern; dieselben wurden gezwungen, sie mit einem Eid anzunehmen. Es findet eine allemeine Eidesleistung statt; auch Ulrich soll schwören, dieselben zu handhaben. Anfangs sträubt er sich, weil sie ja seinem Vater den Treueid geschworen hätten, welchen sie auch halten müßten; schließlich mußte er gute Miene zum bösen Spiel machen; am 12. Mai nahm er sie an. Die Folge war, daß die wilde Bande sofort die Wälder abholzte und die tollsten Szenen in der Plünderung der Häuser aufführten. Sein Bruder Georg ritt vor das Jungfrauenthor; doch diesem rief voll Angst Ulrich zu: „Ich bitte dich, reite hinweg; denn ich bin ein gefangener Mann; sage dem Vater, daß er denen, welche man zu ihm schickt, kein Leids anthue, sonst werd ich und die Edlen alle erwürgt; ich werde ihm den ganzen Handel schreiben." Immer größere Rotten langen aus der Umgegend an, welche drohende Miene gegen Ulrich annahmen. Sie stehen vor den Thoren am Weiler und halten ihm vor, ihr Benehmen sei redlich und ehrlich; sie begehrten weder das Schloß noch die Stadt, sie wollten nur das Evangelium schützen, damit es lauter und klar gepredigt werde; sie wären nur feind den Pfaffen, Mönchen, Nonnen und Juden; diese allein wollten sie sich unterstehen zu strafen. Ulrich geht in die Gemeinde und hält Nachfrage, ob die Leute treu zu ihm halten wollten, oder ob sie auch diese rebellischen Bauern einziehen lassen würden. Er findet keine Treue mehr; sie werden eingelassen. „Da haben sich, so sagt die Chronik, die Bauern mit Fressen und Saufen die Nacht weidlich gehalten und sind gleich in der Priester Häuser gelaufeu, haben da Wein geholt und gefressen, was sie fanden." Das Kloster wurde erstürmt; die Bürger und Adligen mußten schwören. Doch Ulrich verweigerte diesmal standhaft den Eid; die Aufrührer ließen ihn in Ruhe, da er ihnen viele Versprechungen gemacht hatte.[1])

Wilhelm II. war mit seinem Sohne Ulrich höchst unzufrieden, weil er den Empörern gegenüber zu nachsichtig

[1]) Stöber, Alsatia, 1854 und 1855 S. 143.

sei. Sie hatten von ihm die Celebrierung der Messe in deutscher Sprache, das Abendmahl in beiderlei Gestalt und die Verheiratung der Priester erlangt. Als der Bauernaufstand bei Scherweiler endlich niedergeschlagen war, widerrief Wilhelm alles, was sein Sohn an Zugeständnissen gemacht hatte, und trat erst recht als ein Feind jeglicher reformatorischer Bestrebungen in religiösen Dingen auf. Vor ihm zitterten alle Bewohner der Städte und der Dörfer; er war mit kaiserlicher Vollmacht versehen, der eigentliche Beherrscher des ganzen Ober-Elsaß. Es war zu natürlich, daß unter den Augen eines so gestrengen, am alten Glauben fest haltenden, dazu mit äußeren Machtmitteln ausgerüsteten Vaters der eigene Sohn Ulrich nicht wagte, sich öffentlich der Reformation zuzuneigen. Freilich in seinem Innern hatte die Predigt des reinen Evangeliums, welche er zu hören im Ober-Elsaß oft genug Gelegenheit gehabt hatte, das eigene Lesen und Sinnen in der heiligen Schrift, sein Herz für reformatorische Ideen empfänglich gemacht; er war ein großer Bücherfreund, wie er denn eine reichhaltige Bibliothek in seinem Schloß errichtete. Aber der geistige Austausch mit seiner jugendlichen Gemahlin Anna Alexandria war es vornehmlich, der in ihm den Wunsch rege machte, die Reformation in seinen Landen einzuführen, sobald es die Verhältnisse gestatten möchten.

Anna Alexandria stammte aus dem alten, vormals reichsständischen fürstlichen Grafengeschlecht von Fürstenberg, welches im Schwarzwald und in Böhmen reiche Ländereien im Besitz hatte. Mitglieder dieses Hauses finden wir oft in hohen weltlichen wie kirchlichen Aemtern; so verzeichnete das bischöfliche Stift zu Straßburg unter seinen Domherrn etliche Grafen von Fürstenberg. Anna Alexandria wurde am Sonntag den 5. November vor Martini 1503 geboren. Ihr Vater war Wolfgang, Graf zu Fürstenberg, der römisch-kaiserlichen Majestät Hofmarschall, oberster Hauptmann im Elsaß. Er war oft ein Gefolge des Kaisers Maximilian als Ritter des goldenen Vließes; mit Stolz sagen

[1]) Fürstenbergisches Urkundenbuch, I. Band von Rietzler, Tübingen bei Laupp 1887. — E. Münch, Gesch. des Hauses und Landes Fürstenberg, Aachen und Leipzig. 1829—1832.

katholische Urkunden über ihn, daß er ein Freund der Klöster und Kirchen gewesen sei. Ihre Mutter Elisabeth, eine Gräfin von Solms, war eine fromme und strenge Katholikin, welche nicht bloß Christum, sondern auch die Heiligen verehrte, und ihre Familiengenossen vornehmlich der heiligen Anna befahl. Zwei Töchter, Beatrix und Clara Anna nahmen den Schleier und wurden Nonnen zu Neidingen, letztere wurde später Chorfräulein zu Buchau. Dagegen fiel auf Anna Alexandria das Auge des ritterlichen, edelgesinnten Ulrich von Rappoltstein; sie schenkte ihm ihr Herz und vermählte sich mit ihm am 10. August 1522. Die Chronisten der damaligen Zeit sprechen von ihr, wie von einer Heiligen; sie können nicht genug die Tugenden ihres Herzens rühmen, ihre Sanftmut und Leutseligkeit namentlich gegen geringe Leute, ihre Treue und Standhaftigkeit in Glaubenssachen. Sie zeigte großen Mut und hat, als die Bauern ihren Gemahl bedrohten, nicht von ihm gelassen, bereit mit ihm in die äußerste Gefahr zu gehen; auch in allen anderen Prüfungsstunden hat sie treulich zu ihm gehalten. Aus einem frommen Hause stammend hatte sie einen regen, religiösen Sinn. Im Stillen hatte sie sich dem Studium der heiligen Schrift und der Werke Dr. Martin Luthers hingegeben. Je mehr sie sann und forschte, regte sich in ihr der wahre Glaube. Das Evangelium von der freien Gnade in Jesu Christo erfüllte allmählich ihre Seele, sodaß sie des Heiles froh wurde. Aber sie wagte aus Furcht vor dem streng katholisch gesinnten Schwiegervater Wilhelm II. nicht, irgend jemandem ein Wort über ihren Herzenszustand zu sagen, selbst nicht dem von ihr so heißgeliebten, freundlichen und guten Gemahl. Aber eines Tages mußte sie es ihm bekennen, und da fand es sich, daß Ulrich eine gleiche innere Entwikelung durchgemacht hatte. Auch er war durch das Lesen der heiligen Schrift und durch ein tiefes Gebetsleben im Herzen ein evangelischer Mann geworden. Welch' eine Stunde für die beiden nach Wahrheit dürstenden Herzen, als sie, die miteinander in der Liebe einig waren, auch im evangelischen Glauben sich fanden! Nun hatten beide die Aufgabe, vor den Blicken des Vaters als Katholiken einherzugehen, aber

vor dem Angesichte Gottes fühlten sie sich als evangelische Christen und liebten sich in Christo, und sie verstanden ihr inneres Leben mit den Kräften, die vom Geiste Gottes ausgehen, weiter auszubauen. Sie brannten vor Begier, das, was sie selbst innerlich erlebt, auch andern mitzutheilen, auch andere zu erbauen und zu fördern, und Gottes Wort und Namen auszubreiten. Aber Ulrich und Anna Alexandria durften nur in der Liebe Christi handeln ohne über ihn nach Art der Reformatoren öffentlich ein Glaubensbekenntnis abzulegen. Eine gute Gelegenheit, um diese Liebe Christi walten zu lassen, bot der arge Bauernkrieg. Die Sieger über das Landvolk gingen dazu über, mit aller Grausamkeit die rebellisch gewesenen Leute zu züchtigen; kein Mittel schien ihnen zu hart, um sie zu martern und zu tödten. Da hat mehr noch als Ulrich seine edle Gattin selbst gegen den eigenen Schwiegervater ihre Stimme erhoben und die Bedränger der Bauern gebeten, Menschlichkeit und christliche Liebe zu üben; sie trat mit den Reformatoren Straßburgs zusammen und appellierte an die Gnade und Barmherzigkeit der damaligen Gewalthaber für die bethörten Bauern. Doch ihr Herzenswunsch, im Verein mit ihrem Gemahl die Reformation in ihrem Lande einzuführen, wo schon seit vielen Jahren sich evangelische Regungen im weiteren Volke gezeigt hatten, sollte nach dem Ratschluß Gottes noch lange nicht in Erfüllung gehen. Denn Gott, der Herr, nahm von der Seite der Fürstin den Gemahl im Jahre 1531 durch den Tod, und als eine achtundzwanzigjährige Witwe mußte sie die schwere Aufgabe übernehmen, ihre Kinder und unter diesen den Erben der ganzen Herrschaft, ihren vierjährigen Sohn Egenolph, der am 22. August 1527 geboren war, zu erziehen und allein die Sache der Reformation im Stillen weiter zu führen. Es war natürlich, daß von dem Tode Ulrichs ab der Schwiegervater Wilhelm II. noch ein schärferes Auge auf die Fürstin richtete und sowohl in die Erziehung der Kinder als auch in die Regierung des Landes eingriff. Derselbe lebte noch sechszehn Jahre und arbeitete bis ins hohe Alter mit gleicher Rüstigkeit und Eifer für das römische Kaisertum wie für die römische Kirche; er starb am 7. Oktober 1547 und wurde in Rappoltsweiler in der Pfarrkirche begraben.

In dieser langen Zeit hat Anna Alexandria nur eins vor allem im Auge gehabt, ihren Sohn Egenolph zu einem lebendigen Christen und tüchtigen Menschen zu erziehen, damit, wenn er großjährig geworden, er das mit der Kraft persönlichen Glaubens und mit christlicher Weisheit ins Werk setzen könnte, was der heiße Wunsch ihres frommen Herzens war, die Reformation einzuführen. Wir besitzen von ihrer eignen Hand geschrieben eine Reihe von Gebeten, welche sie für ihren Sohn verfaßt hat, um ihn von früh an zu gewöhnen, sich vor das Angesicht Gottes zu stellen.[1]) Da heißt es: „ich armer, sündiger Mensch bekenne mich vor dir, mein Gott und Schöpfer, daß ich leider oft und vielfältig gesündigt habe mit Sinnen, Gedanken und Worten ... daß ich mich dir, mein lieber Gott nicht ganz vertrauet als dem gewaltigen Gott, der mir Leib und Seele gegeben hat, sodaß ich billig dir sollte von Herzen dankbar sein aus echter und wahrhaftiger Liebe ... Was ich nun wider deinen göttlichen Willen übertreten habe, das ist mir von Herzen Leid; es ist mir leid, daß es mir nicht noch leider ist ... Darum o Gott, so erbarme dich mein und verzeihe mir alle meine Sünden und Missethaten und tilge sie aus, daß sie nicht vor deinem heiligen Angesicht stinken wie Eiter in den Gebeinen, sondern reinige mich mit dem heiligen Blute, mit dem bitteren Leiden und Sterben Jesu Christi“...

Alsdann lehrt sie ihren herzlieben Sohne bekennen, daß er im Lesen und Erforschen der heiligen Schrift nicht den nötigen Fleiß angewandt habe und um den rechten Eifer bitten, das ganze Leben nach Gott zu gestalten bis zum seligen Abschied von dieser Welt und zur Vereinigung mit den auserwählten Heerscharen im Himmel. Auch „ein Gebet, so man des Morgens auffsteht und des Abends wenn man zu Bett geht“, schreibt Anna Alexandria ihrem Sohne ab, es ist „der Morgen- und Abendsegen Dr. Martin Luthers“.

Daß die edle verwittwete Herrin von Rappoltstein

---

[1]) Bezirksarchiv zu Colmar E. 648 ein Bündel kleiner Hefte von Gebeten für alle Tage der Woche; Handschrift der Anna Alexandrina für den Egenolph.

gerade im Gebet ihre höchste Kraft für ihr Seelenleben suchte und fand, das hat sie auch später ihrem „herzlieben Sohn", als er schon regierender Herr und in die Ehe getreten war, durch die Uebergabe eines neuen selbstgeschriebenen Gebetbuches bekundet; es trägt den Titel: „Ein Betbüchlein neuer schöner Gebete mit etlichen Psalmen für allerlei Anliegen bei Gott um Gnade und Hilfe anzusuchen und zu bitten." Sie hat ihm folgende ergreifende Widmung vorgeschickt: „Die Gnade Gottes und das wahre Erkenntnis seines lieben Sohnes Jesu Christi, unseres Erlösers! Amen. Dir will ich, meinem herzlieben Sohn, durch die Vorsehung Gottes dir zur Mutter verordnet und gegeben, was mir von dem getreuen Vater im Himmel geboten ist, und was ich auch von Natur schuldig bin, alles, was dir am Leibe und Seele nützlich ist, lehren, was ich dir gegenüber den Geschwister-Kindern von Eurer Jugend bis auf diese Stunde nie gespart habe, das auch Euer gottseliger Herr Vater und ich nie haben unterlassen. Vorab, was die Ehre Gottes und die Seligkeit betrifft, haben wir mit ernstlichem Fleiß gelehrt, auch ermahnt und gestraft. Dieweil ich aber in meinem Herzen, lieber Sohn, befunden, daß dir der getreue, wahrhafte Gott ein kleines Fünklein dieses göttlichen, wahren Lichtes in dein Herz gelegt hat, ... so ermahne ich dich aus mütterlichem Herzen, daß du mit Ernst betrachtest den hohen Beruf deines Amtes, darin dich der höchste Gott nach seiner göttlichen Ordnung gesetzt hat. Ach, mein lieber Sohn, habe Sorgen; nicht laß das Seelen-Fünklein erlöschen, laß dem heiligen Geist zu, daß er dieses Fünklein zu einem großen Licht anblasen möge, sei nicht fahrlässig, streite tapfer fort, sieh nicht zurück nach des Fleisches und der Welt Wollust, sondern ergreife das Gesetz-Buch, d. i. lese die heilige Schrift! ... Komme dem mit Fleiß nach, wenn du die armen Unterthanen richtest, so weiche nicht von diesem Buche ab weder zur Rechten noch zur Linken... Kommst du ihm nach, so wird dir Gott nicht allein hier ein langes Leben, sondern nach diesem Leben das ewige geben. Deshalb bitte Gott von Herzen, daß dir dein Herz vom heiligen Geiste aufgeschlossen werde ... hiermit wünsche ich

Dir samt deinem lieben Gemahl, meiner freundlichen herzlieben Tochter und Hausfrauen, den wahren lebendigen Glauben und die Erkenntnis Jesu Christi, daß er ihr gebe, in aller Gottseligkeit und mit reinem Herzen in dem heiligen Ehestand in Einigkeit zu leben, und Euch nach diesem Leben das ewige Leben durch Jesum Christum, unsern lieben Herrn gebe. Amen. Anna Alexandria Wittwe zu Rappoltstein, Gräfin von Fürstenberg. Die treue Mutter.

Ja wahrlich, so konnte sich die Mutter selbst in der Unterschrift nennen. Welch eine evangelische Gesinnung tritt uns aus allen ihren Zeilen entgegen! Sie giebt in dem neuen Gebetbuch eine gediegene Anleitung zum Leben und eine herrliche Auswahl von Herzensergüssen, Litaneien, Stoßseufzern in schweren Stunden, Psalmen Davids und Salomos. Sie bietet ihrem Sohne ein sehr inniges Gebet zum Lesen des heiligen Vater Unsers. Da heißt es zur ersten Bitte: O Vater! das ist leider wahr, wir bekennen unsere Schuld, sei du ein gnädiger Vater und richte nicht mit uns, sondern gieb uns Gnade, daß wir also leben, daß dein heiliger Name in uns geheiligt werde. Laß uns ja nicht gedenken, reden, thun oder vornehmen, es sei denn dein Lob und deine Ehre darin ꝛc. Interessant ist auch das Gebet wider den Türken: Allmächtiger Gott, du Gott, unser gütiger Vater, der du deine Kinder, so sie deinen Willen und deine Gebote nicht vollbringen, mit Pestilenz, Hunger und Krieg strafst; wir bitten dich, du wollteſt dein väterliches Herz zu uns wenden und den Scepter des blutgierigen Türken, der jetzund deine Kirche zerreißet, schändet und verfolgt, vertreiben und kraftlos machen, daß wir durch deine Gnade mit der Besserung des Lebens zur Ewigkeit gelangen ꝛc. Neben diesen Gebeten giebt die fromme Mutter Dankgebete nach geschehener Arbeit, ein Gebet um ein seliges Ende, ein Gebet für einen sterbenden Menschen, eine Anweisung, wie ein Hausvater seinem Gesinde das Sakrament des Altars einfältig vorhalten soll nach dem lutherischen Katechismus, ein Gebet in der Not des leidenden Christus zur Betrachtung des 22. Psalms, schließlich Morgen- und Abendgebete.

Es wird berichtet, daß der früh vollendete Gemahl der Anna Alexandria, bevor er heimgerufen ward, sein

eigenes Glaubensbekenntnis abgefaßt habe. Da die beiden Ehegatten sich als Jünger Jesu Christi im evangelischen Glauben gefunden, so ist wohl anzunehmen, daß sie beide die Glaubenslehre mit einander erwogen und festgestellt haben. Auch von Anna Alexandria besitzen wir ein schönes Glaubensbekenntnis, welches sie gewiß in Uebereinstimmung mit Ulrich aufgesetzt hat. Wir erkennen aus ihm die tiefe Einsicht der Fürstin in die Geheimnisse des christlichen Glaubens und Lebens. Die Verwandtschaft ihrer Anschauungen mit der mehr vermittelnden Richtung der Straßburger und Schweizer Theologen namentlich mit denen ihres späteren Nachbars, des Superintendenten Matthias Erb zu Reichenweier ist offenbar. Das schöne, klare Bekenntnis lautet in den Hauptzügen, wie folgt: „Jesus Christus, Amen. Ich Anna Alexandria, geborene Gräfin zu Fürstenberg und Witwe zu Rappoltstein, habe mit ernstlicher Anrufung und fleißigem Gebet Gott, den himmlichen Vater, durch Jesum Christum gebeten, und aus heiliger Geschrift und dem wahren Wort Gottes die Bekenntnisse des Glaubens also verschrieben und gestellt: — es folgt das Bekenntnis zur Dreieinigkeit und Allmacht Gottes — Zum dritten bekenne und glaube ich, daß das ewige Wort, welches genennet ist der Sohn Gottes, ist wahrhaftig Mensch geworden und wahres Fleisch angenommen, nicht ein himmlisches oder luftiges oder sündliches Fleisch aus dem Leibe der Jungfrau Maria, die empfangen hat ohne alle Sünde durch die Kraft Gottes, des heiligen Geistes von dem Geschlecht des Stammes Abraham, die eine Junfrau war vor der Geburt, in der Geburt und nach der Geburt ewig bleibt, geboren ist." — Es wird nun das Leben Jesu kurz, aber schön und fast kindlich erzählt, dann fährt sie fort: und es hat ihm Gott Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, und er wird nicht mehr bei uns mit menschlicher Natur also wohnen, sondern mit seiner göttlichen Majestät und Gnade und dem heiligen Geist. Und dieweil die Menschheit im Himmel ist und die Gottheit Himmel und Erde erfüllet, werden die zwei Naturen in Christo nicht getrennet .... Neuntens, ich bekenne und glaube auch Verzeihung der Sünden, daß alle die, so sich an dem Willen

vergriffen und die Gebote des Herrn übertreten, die Sünden seien groß oder klein, mögen zu Gnaden kommen und Verzeihung erlangen, sofern sie die Sünden erkennen und bekennen und ein herzliches Mißfallen daran haben und eine innige Reue tragen und Gott ernstlich anrufen und ein besserliches Leben mit allerlei Tugenden christlicher Liebe an sich nehmen. Solchen wird gewißlich die Sünde vergeben, nicht durch zeitliche Buße, durch Messelesen, durch Walfahrten, durch Kreuzgang, das alles eine Abgötterei ist, sondern durch den heilsamen Tod und das Blut, vergossen durch Jesum Christum, der unsere Sünden am Kreuz getragen und bezahlt hat."

Die wichtige Lehre von den Sakramenten, welche ja damals die Geister in der protestantischen Welt so sehr von einander trennte, faßt Anna Alexandria in folgendem Bekenntnis zusammen: „Zum Zehnten bekenne und glaube ich auch, daß Christus der Herr, aufgesetzt hat zwei heilige Bundeszeichen oder zwei heilige Sakramente, die heilige Taufe und das heilige Abendmahl, zu einer Erinnerung der Gnade Gottes und zur Versicherung, daß Gott denen, so solche mit wahrem Glauben in der Gemeinde brauchen wollen, ihr Sünde verzeiht durch Jesum Christum. Diese Sakramente sind nicht selbst die Verzeihung der Sünde, sondern sakramentliche Abbildung und sichtbarliche Zeichen der unsichtbaren Gnade Gottes, mit welcher Gott, der Herr, seine geneigte Gunst und seinen Willen zur Verzeihung der Sünden und ewiges Leben gegen uns offenbart. Er beruft uns mit denselbigen zur Dankbarkeit, und daß wir beharrlich in einem frommen Leben und in einem christlichen Leibe sollen wandeln. In der Taufe verspricht sich Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist, daß er will unser gnädiger Gott sein, und daß er uns durch die Taufe und den heiligen Geist wiedergebären will zu einem himmlischen und neuen Leben, dessen wir allezeit sollen eingedenk sein, damit wir in der Taufe Gott auch versprechen, seinem heiligen Willen und Wort zu gehorsamen. Dieser Taufbund wird von Gott an uns nicht gebrochen, solange wir aufrichtig wandeln und nicht abfallen, und so wir brüchig werden, mögen wir Gott wieder versöhnen durch Wiederbekehrung und durch

den Glauben an Jesum Christum. Zu den äußerlichen Sakramenten bedarf man nichts weder Salz noch Exysam oder Beschwörung des Teufels, denn allein das Wort, Gebet und Wasser.

Vom Nachtmahl bekenne ich, daß es das andere Bundeszeichen der Kirche Christi sei; daß Christus mit seiner Majestät, Gewalt und Gnade in seiner Kirche sei und dieselbige mit keiner anderen Speise nebst Trank zu dem ewigen Leben erhalte, denn mit seinem Leib und Blut, das er am Kreuz für uns geopfert hat, daß nicht not ist, daß sein Leben und Blut, sichtbarlich und unsichtbarlich, leiblich und fleischlich, wissentlich, wie es zum Himmel gefahren, auf Erden mündlich gegessen werde, sondern geistlicher Weise, so der beständige Glaube in unserm Herzen gestärkt durch den heiligen Geist, fasset alle Gaben, Verdienst, Gunst, Gemeinschaft, Gutthat in seinem zerbrochenen Leib und in seinem vergossenen Blut. Es zeigen alle Schriften, daß Christus mit seinem Fleisch und Blut eine geistliche Speise unserer Seele sei. Es mag aber unsere Seele mit fleischlichen und leiblichen Speisen nicht erhalten werden, wie der Leib, denn sie ist ein Geist. Es sind aber darum nicht die Zeichen, Brod und Wein, unnützliche und leere Zeichen, sondern ein Befehlen Gottes, durch das Wort geheiligt und dem Tode Christi und seinem Verdienst angebildet, indem wir durch den Glauben empfangen Verzeihung der Sünden, die Gerechtigkeit, Gnade und Gunst Gottes und endlich die ewige Seligkeit. Es ist auch dieses Sakrament eine Vereinigung der Kirche Christi, da die Gläubigen bezeugen, förderhin unschuldig zu leben, soviel möglich zum Loben und Preisen Gottes und zur Besserung des Nächsten. Es weiß auch kein Gottloser und Ungläubiger, kein Judas, von dem geistlichen Leben Christi: Christus hat mit den Ungläubigen und Unbußfertigen fürderhin weder leibliche noch geistliche Gemeinschaft. Sie sind nicht Glieder des Leibes Christi und seiner Gemeinde. Deswegen ist die Messe der Papisten nichts anders, denn ein lauter Gespött gegen Gott ... dagegen lehren uns Christus und seine Apostel genugsam, was zu der Seligkeit uns von Nöten, nämlich die Predigt des Evangeliums, die Gnade Gottes

über unsere Sünden, das Verdienst Christi, die Rechtfertigung des Glaubens, die Uebung der heiligen Sakramente, die Buße, das wahrhaftige Gebet, die Anrufung zu Gott und zu keiner Kreatur und das alles durch Christum ...

Anna Alexandria schließt ihr Glaubensbekenntnis mit den Worten: „Dieses bekenne ich, wie denn die Kirche von der Zeit Christi an einfältig glaubt und gelehrt; wie ich denn lese in dem deutschen Eusebio und im neuen und alten Testamente und in anderen Schreiben. Ich lasse fahren alle neuen Meinungen derer, so Himmel und Erde ohne gewisse Orte machen, die sich selbst und nicht die Demut der Apostel kennen, die da schimpfen die frommen Leute einfältige Ketzer, die allein Gottes Werk mit der Vernunft ermessen, so sie doch irrige Geister sind, die am Himmel und an der Erden verirret sind und die wahre Menschheit Christi verdunkeln. Der barmherzige Gott samt seinem Sohne Jesu Christo führe uns in alle Wahrheit! Amen."

Wenn man die tiefe Frömmigkeit und die Bildung der Anna Alexandria bedenkt, versteht man um so leichter ihren Herzenswunsch, ihren Unterthanen das reine Evangelium durch die Lehren der Reformation zu geben. Als nun der gestrenge Schwiegervater gestorben war, brauchte sie und ihr Sohn, Egenolph, der Nachfolger in der Regierung, ein zwanzig Jahre alter Fürst, nicht mehr so ängstlich nach Ensisheim zu sehen, wie vorher. Aber es stand in ganz Deutschland gerade in jener Zeit um die evangelische Kirche sehr schlimm, war es doch die Zeit der schmalkaldischen Wirren, und das Interim war in Sicht. Wie sollten die Rappoltsteiner wagen, sich offen zur Reformation zu bekennen! Mehr Mut bekamen sie nach dem Zustandekommen des Passauer Vertrags 1552 und des Augsburger Religionsfriedens 1555. Seit jenen Zeiten herrschte im Elsaß allgemein die Anschauung, daß das evangelische Glaubensbekenntnis nunmehr das Recht erlangt habe, in deutschen Landen öffentlich zu bestehen, indem es frei eingeführt werden dürfe. So setzte der seiner Mutter in edler Gesinnung und im evangelischen Eifer nachstrebende, in Werken christlicher Liebe sehr tüchtige Egenolph hier und da in seinem Lande evangelische Prediger ein, welche von den

Leuten gern gehört wurden. Aber schon nach den ersten Versuchen, die Reformation wirklich einzuführen, trat die kaiserliche Regierung von Ensisheim auf, um ihm im Namen des Kaisers entgegenzutreten. So nahm sie, um nur ein Beispiel zu erwähnen, im Jahre 1556 den Pfarrer Jakob Spahler, rappoltsteinischen Pfarrer zu Heiternheim gefangen, weil er sich verehelicht hatte, und nur auf dringendes Bitten Egenolphs wurde er freigegeben. Sie bestritt dem Fürsten auf Grund des Augsburger Religionsfriedens das jus reformandi. Nach demselben sei nur den Ständen des Reichs die Religionsfreiheit zugesichert; die Frage, ob die Reichsritterschaft die Reformation einführen und die evangelische Kirche gründen dürfe, sei offen gelassen worden. Egenolph sei kein Landesfürst über die meisten der von ihm regierten Lande, sondern nur ein Hintersasse der landesherrlichen Obrigkeit des Kaisers, dem allein die Wohlthat des Augsburgischen Friedens zu Teil geworden sei. Auch der Bischof von Straßburg trat aus gleichen Gründen drohend auf. Dazu kam, daß Egenolph und seine Mutter in dem Rufe standen, zwinglisch zu sein und nicht auf dem Boden der Augsburger Konfession zu stehen; in dem Religionsfrieden von 1555 waren aber nur die Augsburger Konfessions-Verwandten eingeschlossen. Es heißt ja in dem Friedens-Instrument, daß „zur Aufrechterhaltung des Friedens die römisch-kaiserliche Majestät Kurfürsten und Stände des heiligen Reiches, keinen Stand des Reichs von wegen der Augsburgischen Konfession und derselben Lehre Religion und Glaubens halber mit der That gewaltiger Weise überziehen, beschädigen, vergewaltigen oder in anderem Wege wider sein Gewissen, Wissen und Willen von dieser Augsburgischen Konfessions-Religion ꝛc. bringen sollten." Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß Egenolph und Anna Alexandria sehr schüchtern zu Werke gingen und auf bessere Zeiten hofften.

Einen wesentlichen Einfluß auf die beiden hat nun der aus Reichenweier vertriebene Superintendent Matthias Erb ausgeübt. Seitdem er am Hofe zu Rappoltstein vom Jahre 1561 an lebte, begann eine neue Zeit für die Reformation der Rappoltsteinschen Lande.

Dieser Matthias Erb gehörte zu den reformatorisch wirkenden Männern, welche im Ober-Elsaß ihre ganze Kraft darauf verwandten, daß das Evangelium von Jesu Christo lauter und rein gepredigt wurde, und daß das protestantische Kirchenwesen der Gesetzeskirche Roms den Boden streitig machte. Er war im Jahre 1494 zu Ettlingen im Badischen geboren. Seine Schulbildung erhielt er in der Schweiz, besonders in Bern durch den berühmt gewordenen Chorherrn Magister Wölflin, genannt Lupulus. Im Jahre 1551 machte er als Feldprediger den unglücklichen Feldzug nach Kappel mit, wo Zwingli den Heldentod starb. Nachdem er kurze Zeit in seiner badischen Heimat als Geistlicher gewirkt hatte, wurde er von dem Grafen Georg von Württemberg im Jahre 1554 nach Reichenweier im Ober-Elsaß als erster Pfarrer und Leiter der Kirche berufen.

Nach der Rückkehr des früher geächteten Herzogs Ulrich von Württemberg in sein Stammland 1534 wurde der evangelische Gottesdienst auch in den württembergischen Besitzungen im Ober-Elsaß, in den Graf- und Herrschaften Mömpelgard Reichenweier und Horburg eingerichtet. Das Städtchen Reichenweier, ungefähr zwei Stunden von Kolmar gelegen, wurde von dieser Zeit an der Mittelpunkt aller reformatorischen Unternehmungen sowohl für die württembergischen Landesteile, wie für die anderen angrenzenden Länder und Städte. Ein um so frischerer Lebenshauch durchwehte die Bürger dieser Orte, als sie während der Unglücksjahre ihres rechtmäßigen, vertriebenen Fürsten von den ihnen aufgedrungenen Machthabern der österreichischen Regierung zu Ensisheim im Katholizismus geistig geknechtet worden waren. Die zwar mit eiserner Hand niedergehaltene, aber nicht erstickte Sache der Reformation fing an fröhlich aufzublühen, als der Bruder des Herzogs Ulrich, der fromme Graf Georg die Regentschaft über die oberelsässischen Gebietsteile bekam. Er war von der Wahrheit des Evangeliums innerlich ergriffen und wurde ein tapferer Verteidiger des christlichen Glaubens. Mit besonderer Sorgfalt setzte er über die jungen evangelischen Gemeinden tüchtige, evangelisch und theologisch

gebildete Männer als Seelsorger, welche von der Kanzel herab als Verkündiger des Wortes Gottes und in der Schule als Lehrer der Jugend das Evangelium ins Volk brachten und die Herzen gar schnell der katholischen Kirche entfremdeten. Zu diesen gehört Matthias Erb, der mit den Straßburger und Schweizer Reformatoren aufs Innigste befreundet, in konfessioneller Hinsicht mehr eine vermittelnde Stellung einnahm und in der äußeren Gestaltung des Kirchenwesens sich die Schweizer zum Vorbild nahm. Mit seinem hohen Gebieter, dem Grafen Georg, stand Erb in intimster, ja freundschaftlicher Beziehung; beide hielten einander die Treue, als der Sturm des Interims 1548 auch über die junge evangelische Kirche des Ober-Elsaß kam, als Graf Georg, in die Reichsacht erklärt, in die Schweiz flüchten mußte. Rührend sind die an christlichen Gedanken so reichen Briefe, welche der Graf aus seiner Verbannung an den in den schwierigsten Verhältnissen lebenden und doch mit Weisheit die Sache Christi rettenden und führenden Superintendenten Matthias Erb schrieb. Nach der Rückkehr Georgs im Jahre 1552 konnten beide, der Regent und der Superintendent, mit erneutem Eifer die Wunde wieder zu heilen suchen, welche den evangelischen Gemeinden im würtembergischen Gebiet des Ober-Elsaß durch die Wirren nach dem schmalkaldischen Kriege geschlagen worden waren. Doch für Erb starb sein fürstlicher Gönner allzufrüh; Georg wurde durch den Tod überrascht am 17. Juli 1558.

Man hätte wohl der evangelischen Sache im Ober-Elsaß wünschen mögen, daß Männer wie Erb mit seinem innerlichen Leben voll Glauben und Liebe, mit wahrhaft bischöflicher Weisheit und Treue noch lange Jahre an ihr gearbeitet hätten; doch nach der Weisheit Gottes sollte es anders kommen. Graf Georg hatte einen unmündigen Sohn Namens Friedrich hinterlassen. Diesem einjährigen Fürsten wurden als Vormünder der regierende Herzog Christoph von Württemberg, der Herzog Wolfgang von Zweibrücken und der Graf Philipp von Hanau vorgesetzt, lauter streng lutherisch gesinnte Fürsten. Sie beschlossen, auch in den überrheinischen württembergischen Landesteilen

das durchzusetzen, was sie überhaupt anstrebten, das neue, unverfälschte Luthertum als die Grundlage zur Einigung aller Protestanten durchzuführen. Die Forderungen, welche sie an Matthias Erb stellten, der ja gleich seinem Herrn, dem Grafen Georg, einer vermittelnden Richtung huldigte und die Theologie der Straßburger Reformation vertreten hatte, konnte dieser nach seinem Gewissen nicht erfüllen. Trotz seines lebhaften Protestes wurde die lutherische Kirchenordnung am 7. März 1560 in allen Gemeinden des Landes eingeführt. Erb und sein Freund Nicolaus König verließen, den konfessionellen Streitigkeiten weichend, ihre Gemeinden. Beide zogen nach Rappoltsweiler, wo sie aufs freundlichste von Egenolf und seiner Mutter Anna Alexandria Schutz und Schirm empfingen. Mit großer Wehmut sah die aufgeregte Gemeinde ihre treuen Seelsorger, namentlich den geliebten Oberhirten Matthias Erb scheiden. Das Volk mußte mit Gewalt zurückgehalten werden, da es sich nicht von ihm trennen lassen wollte.

Die innere Verwandtschaft der Herzen in der Kraft des evangelischen Glaubens und in der Liebe zur protestantischen Kirche hatte die beiden schon längst miteinander bekannt gemacht, den Superintendenten Matthias Erb als er noch in Reichenweier im Amte stand, und die fürstliche Witfrau zu Rappoltstein, Anna Alexandria. Und wie sollte es auch anders sein? Beide waren ja von dem heiligen Geiste, der zu Christo führt, ergriffen worden, beide hatten die Sehnsucht, das Reich Gottes nach evangelischer Art aufzubauen, beide waren Friedenskinder, welche allem dogmatischen Gezänk aus dem Wege gehen und nur „Christum in der That und Wahrheit" treiben wollten, beide hingen voll Dankbarkeit vornehmlich an den reformatorischen Männern Straßburgs. Daher finden wir, noch ehe Matthias Erb bei der von ihm so sehr verehrten Fürstin Aufnahme fand, also schon vor 1561, recht glaubensinnige Beziehungen zwischen den beiden, welche in einem reichhaltigen Briefwechsel einen Ausdruck fanden, der uns bis heute erhalten ist.[1]) Auch die persönlichen Angelegenheiten des Lebens werden in

[1]) Colmarer Bezirksarchiv E 578.

so freundlicher, herzgewinnender Weise von den beiden besprochen, daß man es mit fühlt, wie Christus und sein Geist eine Macht in ihren Herzen geworden ist. Am 15. August 1556 schreibt Erb einen Dankbrief an Anna Alexandria für alle Fürsorge, welche die Fürstin ihm gegenüber während einer schweren Krankheit gezeigt hatte. „Die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, des Vaters, durch Jesum Christum zuvor, samt meine unterthänigsten Dienste, wohlgeborene, gnädige Frau! und ich sage Dank dem lieben Gott, der mich nicht aus meinem Verdienst, sondern aus seiner unermeßlichen Barmherzigkeit aus dem Fegefeuer der schweren Krankheit errettet hat, welches doch Gott allein gethan samt den Mittlen und Fürbitten der Gläubigen. Er ist der starke Gott der Heerscharen, der verwundet und wie die Mutter Samuels singt im ersten Buche der Könige am andern, er führt uns zur Hölle und führt wieder heraus: dem sei Lob und Preis ewiglich von allen Geschöpfen und Kreaturen! Amen. Auch gnädige Frau, so danke ich im sonderbarlichen Ew. Gnaden unterthänig, auch derselben liebem Sohn, Herrn Egenolphen sammt Ew. Gnaden lieben Tochter, Frauen Elisabeth zu Heideck, daß sie so viel Kraft, Mühe und Arbeit an mich, Alten, angewendet zur Verbesserung der Gesundheit, so es doch besser wäre gewesen, wo es Gottes Wille gnädiglich zugelassen, daß ich diese zerbrochene Hülle hingelegt, die doch alt und baufällig ist, und ich wäre zu Christo gekommen in die Hütte, die nicht mit Händen gemacht ist. Doch so es Gott also wohlgefällt, begehre ich nicht, dem Willen des Herrn ungehorsam zu sein. Bitte auch hiermit Ew. Gnaden und auch Ew. Gnaden lieben Sohn, Herrn Egenolph, der mich auch freundlich heimgesucht, ob ich vielleicht in Ew. Gnaden Gegenwärtigkeit etwas ohngeschickt geredet, mir zu verzeihen; denn die hitzige Krankheit hat mir das Haupt zerrüttet und viele Phantasie fürgegeben, wie mir denn andere sagen, daß ich vielmals geredet. Gott hat mich mit einem Kübel voll höllischen Feuers übergossen und muß also mein Leben lang brennen, bis der jüngste Tag wird kommen, so werde ich allererst gesund. Meine Bekenntnisse des Glaubens habe ich in voriger fibrischer Krankheit mündlich und schriftlich gethan

vor meinem lieben Bruder, dem Mitprädikanten, auch anderes, dabei ich noch bestände, Gott treulich bittend, dieweil dieselben auf Gott und Christum, den Herrn, aus heiliger, göttlicher Geschrift bestellt, daß er mich bei denselbigen endelich erhalte, ob schon menschliche Vernunft in Phantasien schwindet. Amen. Hoffe auch, er werde das, so in Schwachheit, Unwissenheit und Unvernunft geschieht gnädiglich verzeihen. Ich hoffe, so sich die Sachen also bessern werden, wolle ich mit Gottes Hülfe Sonntag über 8 Tage wieder das Wort des Herrn verkündigen und dem Endchrist, so lange ich vermag, noch mehr faule Zähne ausbrechen, damit die Lehre Christi und vieler Seelen Heil gefördert werde. Gott gebe seine Gnade dazu! Amen." ...

Wie aus diesem Brief, so spricht sich auch aus andern, selbst wenn sie nur einfache private Angelegenheiten besprechen, eine ernste Frömmigkeit aus; der Untergrund aller Gefühle in der Seele Erb's war lautere Gottesfurcht und eine demütige Hingebung in den Willen Gottes, dem er als seinen durch Christum versöhnten himmlischen Vater sein Heil freudig anheimgab. Weil er wußte, daß die Fürstin Anna Alexandria dieselbe Herzensstellung hatte, konnte er ihr alles anvertrauen; wie er es selbst in einem Briefe vom 26. Febr. 1560, in welchem er den Kummer der verwitweten Gräfin Georg von Württemberg über die Erziehung ihrer Kinder durch die Vormünder auseinandergesetzt, selbst ausspricht: „Und das wollen Ew. Gnaden am Besten verstehen, denn ich sonst Niemandem gesinnt wäre, solches anzuzeigen, Ew. Gnaden wollen den lieben Gott anrufen um Trost. Amen." Als im Jahre 1561 in dem Hause der Anna Alexandria Krankheit herrschte, schrieb Erb am 7. Hornung einen Brief, der sie aufrichten sollte: „Trost, Barmherzigkeit, Hilf, Beistand und geduldige Beharrung bis in das ewige Leben, Amen! Wohlgeborene christliche Frau! Ew. Gnaden tägliche Krankheiten sind mir herzlich leid; der Herr wolle Sie jeder Zeit wieder aufrichten und erquicken, zur Besserung und Förderung Ew. Gnaden lieben Kinder und des Hauses zu Rappoltstein Nutz und Förderung gemeiner Herrschaft, voraus aber zum Preise seines heiligen Namens. Dieweil aber St. Paulus sagt, daß wir hier keine bleibliche Stadt haben,

sondern ein zukünftiges suchen müssen, auch wie das Wesen der Welt zergehet, so müssen wir allezeit auf das vorgesteckte Ziel sehen, damit wir es finden, wie der alte Simeon aus dieser zerbrochenen Hütten mögen ausziehen und hinreisen, aus dem finstern Egypten in das heilige und lichtheitere uns versprochene und himmlische Jerusalem. Der Herr führe uns auf den Pfad, wie David sagt, seiner Gebote. Amen." Als ein Verwandter der Anna Alexandria viel Kummer bereitete, wußte Erb sie auch darüber zu trösten, man solle solch Unvermunft und Unverstand der ewigen Fürsichtigkeit Gottes anheimstellen, der alle Dinge den Seinen zum Besten anrichtet; dabei sollen auch alle Verwandten um Christi Willen solches geduldig tragen und wissen, daß unsere Vernunft, Weisheit und Kunst stände in Gottes Hand, der sie uns, so ihm gefällt, wiederum hinnimmt.". . .

Interessant ist ein Brief von Matthias Erb an die verwitwete Herrin zu Rappoltstein, als diese etliche Historien aus der biblischen Geschichte in einem Gemach malen lassen wollte „zu einer Zier und zum Gedächtnis alter Geschichten." Er schrieb diesen Brief „an einem Mittwoch" und begrüßt seine fürstliche Freundin: „Der liebe Gott vom Himmel und der Erkundiger aller Herzen wolle Ew. Gnaden in seinen Schutz und Schirm und bei der Erkenntnis Christi erhalten." Alsdann giebt Erb folgende Ratschläge: „Die Historie von Abraham und Isaak wären also zu malen in einer Feldung, wo es die Wand möchte leiden, wie sie am 22. am ersten Buche Mose beschrieben: da stund Abraham auf" — es ist die Geschichte von der Opferung Isaaks — „Ueber den Figuren soll der Spruch stehen: Abraham ist Gott gehorsam gewesen, hat geglaubt und seinen Sohn gegeben hin zum Opfer, wie Gott ihm gebot; der half ihnen beiden aus der Not. An dieselbe Feldung wäre daneben zu malen die Abführung Christi, daß er das Kreuz auf dem Rücken trage, wie die Maler wohl wissen; darunter soll der Vers stehen:

Gott hat seinen Sohn zum Opfer gemacht,
Der trug das Kreuz ohn' alle Pracht,
Stillet hiermit des Vaters Zorn,
In ihm hat uns Gott neu geboren.

Die Historie Jonas möchte man also malen: Ninive auf einer Seiten, nicht weit im Meer gemalt, und wie Jonas auf dem Meere vom Schiff als ein Fliehender sei, und über dem Schiff muß gemalt werden ein großes Ungewitter, unter welchem Jonas in das Meer geworfen von den Schiffsleuten und vom Wallfisch verschluckt; auf der andern Seite des Meeres mußte ihn der Wallfisch wieder ausspeien. Unter dem Jonas dieser Vers:

Jonam der Wallfisch verschluckt,
Der ihn wieder unverrucket
Gab wieder herfür auf das Land
Christum Jesum du hie verstand.

Daneben soll gemalt werden das Begräbnis Christi und die Auferstehung; darunter dieser Vers:

Jonas die rechte Figur ist
Der Auferstehung Jesu Christ,
Wie dann der Herr auch selber spricht
und Sankt Matthes am zwölften bericht.

Sankt Johannis Enthauptung wissen die Maler gemeinlich wohl zu malen mit Herode, Herodiade und ihrer Tochter, darauf auf einer großen Feldung:

Johannes, der Täufer, ist gestorben
Und durch das Schwert ein Zeuge Christi geworden,
Noch viele Herodes sind vorhanden
Die füglich sich solches unterstanden.
Deine Kirche bewahr, o Jesu Christ,
Die noch nie zu Schanden geworden ist.
Wer da glaubt und bleibt beständiglich,
Den führt Gott in sein Reich sicherlich.

So mehr Feldung da ist, möcht man diesen Vers schreiben:

Ach Jesu Christ, du der Trost bist
Unsrer allen, die nicht fallen
Von deinem Wort, welches ist der Hort,
Gib uns den Geist, der alle Dinge weiß,
Was nützlich ist, einem jeden Christ.
Dank sagen wir von Herzen Begier
Deiner Majestät, die uns erlöset hät!

Schließlich empfiehlt Erb einen Niederländischen Maler zu nehmen, so von allerlei Historien schon gemalet.

Einen sehr lebhaften Briefwechsel unterhielten Erb und Anna Alexandria über alle Ereignisse, welche sich auf dem Gebiete der politischen und religiösen, wie kirchlichen Kämpfe der damaligen Zeit abspielten. So kann Erb über den Fortschritt der Reformation 1556 berichten: Ich kann nicht verhehlen, daß ich mehrere Male den von Münster (im Gregorienthal bei Kolmar) einen Trostbrief zugeschickt, darum sei Gott gelobt und gedankt; ich will diese Woche die Form einer christlichen Reformation, welche Ew. Gnaden oder E. Gn. Sohn, bin ich anders recht daran, zugeschickt haben, lesen. Ich finde bei ihnen viel eine andere Stärke und christliche Beständigkeit, denn bei den Kayserbergern. Gott wolle sie bekräftigen mit seinem heiligen Geist. Mein Mitbruder Nicolaus König ist kürzlich dahinten im Thal gewesen und hat gehört und gesehen ihre Beständigkeit, und der kann Ew. Gnaden wohl davon sagen. Es nimmt auch die Lehre Christi bei den Eidgenossen, wie mir dann Heinrich Bullinger in meiner Krankheit geschrieben, also zu, daß das ganze Augustthal gegen Meiland zu welsche Prediger angestellt hat. Item in dem rauhen Wallis, da der Bischof alle Bibeln, so neu gedruckt, hat verbrennen lassen, haben (die Leute) den Bischof angelangt, und begehret, daß man Christum rein predige. Summa: je mehr man niederdrückt, je mehr des Herrn Wort aufgeht, nicht anders, denn wie ein Palmbaum eine Art hat."

Was die Stadt Münster anlangt, so hatte dort im Vogesenthal schon früh im Jahre 1536 die Reformation Wurzel geschlagen, indem sogar Burcard Nagel, der Abt des reichen Benedektiner-Klosters, der Reformation gehuldigt hatte. Freilich zur rechten Blüte konnte sie nicht gelangen; aber in den fünfziger Jahren regte sich wieder evangelischer Geist.[1]) In Kaisersberg beharrte der Rat auf seinem Entschluß, jede Neuerung auf kirchlichem Gebiet zu unterdrücken; evangelisch gesinnte Bürger wurden ein-

[1]) Rohricht, Geschichte der Reformation im Elsaß, Straßburg, Heitz 1830, II, 235; III, 192.

sach ausgewiesen. Aus dem obigen Brief Erbs erkennen wir, wie er als Reformator überall, wo die neue Lehre Eingang fand, mit Rat und That eingriff, wie er aber auch außerhalb des Elsaß die Entwicklung der Reformation beobachtete. Darüber liegt auch ein Brief von seiner Hand aus dem Jahre 1557 vor; er ist der Meinung: „das Gespräch in Worms mit den Papisten wird nichts werden ... Der barmherzige Gott erhalte uns im Frieden seines Wortes und in der Besserung unseres Lebens. Amen!“

Als nun in Reichenweier vom Jahre 1558 an die kirchlichen Wirren begonnen hatten, welche mit der Amtsentsetzung des pflichttreuen Erb endigten, da schüttete er sein Herz seiner treuen Freundin aus. Aus Mömpelgard schrieb er Anna Alexandria am 23. März 1559: „Der Friede des Herrn zuvor! sammt meine unterthänigste Dienste, wohlgeborene christliche Frau! Dieweil der leidige Satan nicht ein geringes, sondern ein schweres Aergernis allhier zu Mömpelgard und Reichenweier sich untersteht, anzurichten, bitte ich, Ew. Gnaden wollen den barmherzigen Gott im Gebet anrufen, damit er uns ein seliges Auskommen verleihe und seine liebe Kirche bei der Einfalt christlich erhalte zum Lob und Preis seines Namens. Amen. Ich besorge, gnädige Frau, so wir die schwere Aenderung auf uns nehmen, nicht allein ein schwerer Fall und Aergnis wird in der Kirche beschehen, sondern so ich weiche oder hinwegziehen werde, daß andere mir nachfolgen werden, welches dann zum großen Nachteil der wohlerbauten Kirche gereichen wird. Dies habe ich Ew. Gnaden mit aller Unterthänigkeit wollen berichten. Der barmherzige Gott bewahre Ew. Gnaden, samt dem ganzen Hause zu Rappoltstein. Gegeben zu Mömpelgard im Hof Pankrazen.“

Und als die kirchlichen Zustände in Reichenweier sich so gestalteten, daß Matthias Erb dort nicht mehr bleiben konnte, da schrieb er von Reichenweier am 7. Hornung 1561; ich weiß nicht zu bleiben mit gutem Gewissen ... Der Herr helfe seinen Auserwählten nnd gebe Gedanken und guten Rat, das zu thun, das dienet zur Fördernis seiner Ehre und zum Heil aller Christen. Amen. Der Brief trägt die sonderbare Unterschrift: M. Erb, armer Schüler

zu Reichenweier. Aber trotz der vielfachen persönlichen Kränkungen und Verfolgungen, welchen Erb in seiner eigenen Gemeinde Reichenweier ausgesetzt war, hat er es nicht unterlassen, sich tiefen Studien über kirchenhistorische und dogmatische Fragen hinzugeben, und es war ihm eine Herzensfreude, der edlen Anna Alexandria, welche hierfür Verständnis hatte, manches aus denselben mitzuteilen. Er beschäftigte sich viel mit dem Papste Gelasius I. (492—496) und mit dessen Ideen über die zwei Naturen in Christo, die er gegen Eutyches und Nestorius geltend machte. So schickte er am 19. April 1561 das Büchlein Gelasii nach Rappoltstein, „welches er vor Zeiten aus den Lehren der Väter von der Gottheit und Menschheit Christi zusammengelesen hat, daraus man Erfahrnis mag haben, wie vor Zeiten die christlichen Lehren sich haben bewährt im Schreiben, Predigen und Lehren, die christliche Wahrheit an den Tag zu bringen, die falsche Lehre der irrigen Geister zu verfechten. So Ew. Gnaden hierin etwas Undeutliches oder Unverständliches befänden, wollen verzeihen und mir zuschicken, will ichs gar deutlich erläutern aus dem Original. Und so Ew. Gnaden vermeinen, daß es fruchtbarlich sei und den Gläubigen tröstlich, so wollte ich's im Druck abfertigen." Erb schließt mit dem schönen Gruß: „Der Vater alles Trostes und aller Barmherzigkeit bewahre Ew. Gnaden dem Herrn Christo und dem wahren Bekenntnis und der christlichen Geduld in dieser bösen argen Welt, die sich begehrt, von dem Lichte wieder in die Finsternis zu steigen." Im Mai desselbigen Jahres übergab Erb der Fürstin seine fertige Arbeit, welche den Titel führte: „Christenliche Sprüche aus heiligen Geschriften, durch die Väter ausgelegt von beiden unterschiedlichen Naturen unseres Herrn Jesu Christi, welche Gelasius Bischof zu Rom zusammengetragen, um das Jahr vor Christi Geburt 495," mit dem Motto Psalm 62: „Mein Heil und all mein Wesen steht auf Gott, auf Gott steht mein Fundament, meine Stärke und meine Hoffnung." Erb hält die Lektüre des Gelasius für heilbringend in jener Zeit, von der er sagt: „die Welt ist in alle greulichen Laster versunken und neigt zum Untergang; sie wartet auf

die Wiederkunft Christi. Dafür ist das das Zeichen: ganz Asia, Afrika und ein großer Teil von Europa bekennt den Mahometischen Glauben; die übrigen hängen unchristlichen Lehren an und reden nicht recht von Christi Jesu wahrer Gott- und Menschheit und von den beiden Naturen an dem einzigen Jesus Christus. Aus diesem Schreiben erkennen wir, wie Erb und seine Freunde thätig waren, über die damals die Theologenwelt so gewaltig aufregende Frage über die Gegenwart Christi im Abendmahl, über die Lehre der Ubiquität Licht zu verbreiten.

Sehr lebhaft waren die Beziehungen der reformatorischen Männer Straßburgs und der Schweiz zu der Freundin und Beförderin des Evangeliums Anna Alexandria. Man kann sich denken, mit welcher Bereitwilligkeit diese edle Frau dem abgesetzten Prediger und Superintendenten Erb, durch dessen rastloses und weises Wirken die evangelische Kirche in einem großen Teil des oberelsässischen Landes begründet worden war, Unterkunft und Wohnung in der ihr gehörenden Stadt Rappoltsweiler anbot, mit welcher Freude sie seine Ankunft begrüßt haben wird. Und von jenem Juli 1561 ab, als Erb dort eingetroffen war, ging ein neuer Lebensodem evangelischen Geistes von Rappoltstein aus durch manche Lande, welche zu dieser Herrschaft gehörten; man erkennt unschwer den Einfluß Erb's auf den jungen Fürsten Egenolph und seine Mutter Anna Alexandria. Während man vorher aus Furcht vor der oberösterreichischen Regierung nur im Stillen und mit großer Zaghaftigkeit das Reformationswerk im Lande angepflanzt und befördert hatte, wagte Egenolph von nun an in einem Teil seines Landes die evangelischen Prediger zu dulden und zu unterstützen.

Im sogenanten Leberthal, dessen Hauptort Markirch war, und welches zu einem Teil zu Lothringen gehörte, zum anderen der Herrschaft Rappoltstein, hatten sich seit der Zeit der Reformation viele evangelisch gesinnte Bergarbeiter aus aller Herren Ländern angesammelt, welche in den dortigen Silberbergwerken ihr Brot verdienten; es waren vornehmlich französisch-reformierte Flüchtlinge, sächsische Bergleute, auch Wiedertäufer und Sektierer. Da

brachte nun, wie es in der Natur der Sache lag, der Sachse die lutherische, der Lothringer die calvinische, der Wiedertäufer seine sektiererische Fassung der Heilslehre mit; es entstand demnach ein buntes Gewirr von evangelischem Glauben und evangelischem Kultus. Vom Jahre 1550 ab hielt ein Meister, Namens Elias, in seinem Hause kleine Konventikel ab; ja er taufte sogar ein Kind und teilte das Abendmahl aus, und dies alles in französischer Sprache. Ihm machte ein deutscher, lutherischer Pfarrer, Namens Peter Hoyer bei den deutsch sprechenden Arbeitern Konkurrenz. Um den Streitigkeiten ein Ende zu machen, wandten sich die einflußreichsten unter den Arbeitern an Egenolph von Rappoltstein mit der Bitte, einen wälschen und einen deutschen Prediger in jenem Thal anzustellen. Es hatte sich am 28. Mai 1561 eine französische und eine deutsche Gemeinde konstituiert und beide hatten die Augsburgische Konfession unterzeichnet und wollten in vermittelndem Sinne mit einander friedlich leben und gemeinsam das Reich Gottes bauen. „Am folgenden Sonntag, welcher der achte im Brachmonat war — lautet der Bericht — hat der wohlgeborene Herr, Herr von Rappoltstein ... nachdem er verstanden, daß beide Kirchen die Augsburgische Konfession angenommen, und daß aller Zwiespalt in den Zeremonien und Kirchengebräuchen sei ausgeschlossen, ... angeordnet, daß eine jede Kirche ihre Zeremonien und Gebräuche gebrauchen soll und friedlich das Evangelium fördern" ... ein jeder Prediger solle seine eigene Predigtstätte haben. An diesem Werke waren thätig sowohl unser Erb, der in einem Schreiben an Egenolph 1561 den Rat zur Anstellung der Geistlichen der beiden Konfessionen und Sprachen erteilt hatte, wie auch der Baseler Pfarrer Simon Sulzer, der mit Egenolph über diese Angelegenheit Briefe wechselte. Beide Gemeinden bekannten sich zur Augsburgischen Konfession, damit Egenolph sie auf Grund derselben schützen konnte, da jene Landesteile zum Teil unmittelbar unter ihm standen, also keine Reichslehen waren.[1])

[1]) Drion, Notice de l'Eglise Reformée de Sainte Marie Aux Mines. Kolmar, 1858. — Caspari, Geschichte der evangelisch-lutherischen Kirche zu Mariakirch. 1856. Selbstverlag.

Trotz jener Vergleichung fanden gar bald in der Folgezeit allerlei Uneinigkeiten zwischen beiden Gemeinden statt. Der deutsche Pfarrer Fink, der den abwesenden Hoyer vertrat, vertrieb den französischen Geistlichen und ging reformerisch vor; er ließ mit Wissen Egenolphs in der Kirche „auf der Matten“ den steinernen Altar, den Taufstein, das Kruzifix, das Sakramentshäuslein abbrechen, indem er nach schweizerischer Art den Gottesdienst einzurichten suchte. Infolgedessen kam Egenolph in ein sehr böses Gerücht bei der österreichischen Regierung in Ensisheim; ja der Kaiser Ferdinand schrieb ihm im März, Mai und Juni 1562 ernste Drohbriefe. Am 5. Mai 1562 that ihm der kaiserliche Herr folgendes kund: „Wir werden aus der Kammer Ensisheim von unserem Amtmann Philipp Grafen zu Eberstein berichtet, daß du in unserer landesfürstlichen Obrigkeit mancherlei Sekten als Wiedertäufer, Calvinische, Zwinglische aufenthaltest, welche zu leiden in unseren Mandaten verboten; du bist von der Regierung zu Ensisheim, solche abzuschaffen, vergeblich ermahnt worden, hast auch in der Kirche etwas reformiert, den Altar, Taufstein, das Kruzifix und Sakramentshäuslein weggethan, welches der Zusage und der berühmten Augsburgischen Konfession nicht gemäß ist, derweil an den Orten, da die Augsburgische Konfession herkommt, die Bilder Altäre und der Taufstein noch unverändert bleiben. Zudem hast du dich in deiner nähesten Verantwortung auf den Religionsfrieden der Reichs- und Landesfürsten berufen, welcher dich doch nichts angeht, denn du bist kein Landesfürst, sondern unserer landesfürstlichen Obrigkeit Hintersaß. Deshalb ist unser Befehl, daß du die Sekten samt den Predigern abschaffen und dasjenige, was aus den Kirchen abgebrochen worden, bei Vermeidung des Köpfens wieder aufrichten wolltest; denn wir wohl Fug und Recht hätten, an Leib und Gut mit dir zu handeln. Damit du aber sehest, daß wir ein christlicher Kaiser sind, wollen wir dir auf dieses Mal soviel nachsehen, dich deiner Eltern treue Dienste, welche sie den Kaisern geleistet haben, genießen lassen. Das kaiserliche Recht aber über die hohe Obrigkeit in der Rappoltsteiner Herrschaft hat

seinen Ursprung daher. Es ist das Haus Rappoltstein von Anfang her, als die Fürsten von Spoleto, der jetzigen spoletanischen, oder wie wir sie deutsch nennen, der Rappoltsteinschen Voreltern und Urherren aus Italien von den Römern vertrieben worden und unter dem Kaiser Konrad II. in Deutschland sich niedergelassen und eingekauft haben, eine freie Herrschaft und Niemanden als dem römischen Reich unterworfen gewesen, bis endlich das Haus Oesterreich hochgestiegen war und die kaiserliche Krone erreicht hat, da haben sich die Rappoltsteinschen Herren nicht allein in den Dienst, sondern auch in den Schutz und Schirm desselbigen ergeben. Wiewohl nun die Kurfürsten und Stände des römischen Reiches solches, des freien Hauses Rappoltstein Entfremdung vom Reich je und allewege übel zufrieden gewesen und noch heutigen Tages mit Oesterreich deswegen an der Reichs-Kammer zu Speier reichshändig sind, so gebrauchen doch hiezwischen die Erzherzöge von Oesterreich nichtsdestoweniger ihres eigenen Rechts und ihrer Gewalt gegen Rappoltstein und wollen gemeldeten Herrn Egenolph von Rappoltstein weder den Religionsfrieden noch andere Freiheiten gemeiner Reichsstände genießen lassen." ...

Noch im Monat Mai versammelte Egenolph die Gewerke und Knappschaft im Gerichtshaus zu Markirch, um ihnen den Drohbrief des Kaisers vorzulegen. Man beschloß, den steinernen Altar an den vorigen Ort zu setzen; anstatt des Kruzifixes wurde eine Tafel mit der Abbildung des heiligen Abendmahls und der Kreuzigung Christi auf den Altar gestellt, der Taufstein an einen bequemen Ort verlegt, das Sakramentshäuschen zur Behaltung des gesammelten Almosens verordnet. Hiermit war die Ensisheimer Regierung zufrieden. Dagegen drang sie mit allem Eifer auf die Verfolgung und Vertreibung der Wiedertäufer, Calvinisten und anderer Sekten. Egenolph mußte ein Mandat ausgehen lassen, daß alle diese Leute sofort das Land zu verlassen hatten; er ging auch, um die Regierung zu Ensisheim zu befriedigen, sehr streng gegen sie vor. Dagegen machte er, was die Anhänger der Augsburgischen Konfession anlangte, sein Recht auf Grund des Augsburgischen

Religionsfriedens von 1555 geltend, diese ungestört im Lande behalten zu dürfen; daher schützte er die beiden Kirchen im Leberthal, da sie ja, wie wir gesehen haben, die Augustana, d. h. die Augsburgische Konfession, öffentlich angenommen hatten.[1])

Für den jungen Fürsten Egenolph lag die Gefahr nahe, daß er sich durch die Drohungen des Kaisers, der ihm sogar die Strafe des Köpfens vorhielt, einschüchtern lassen würde; auch wird die österreichische Regierung nicht müde geworden sein, ihm die Schrecken des Bauernkrieges vorzuhalten, welche sein Großvater im Sinne des Kaisers endlich mit den Mitteln der Gewalt niedergehalten hatte. Es war damals eine beliebte Manier, alle Wiedertäufer, Sektierer, sogar Calvinisten für Nachkommen oder Gesinnungsgenossen der argen Bauern zu erklären, welche vor vierzig Jahren die Revolution angestiftet hatten. Durch seine Mandate wider diese Leute glaubte Egenolph den Zorn des Kaisers zu besänftigen. Wie leicht konnte der Fürst, der die Gnade des Kaisers durchaus nötig hatte, durch solche Maßnahmen an der Sache der Reformation irre werden! Um dieser Gefahr zuvorzukommen gab die edle Mutter Anna Alexandria am 31. Mai 1562 ihrem herzlieben Sohne eine mütterliche Vermahnung,[2]) ein großes Schriftstück, welches voll der herzlichsten, weisesten und gottesfürchtigsten Ratschläge ist. Mit Recht sagt Ratgeber: „Man kann dieses Schreiben, das ein Muster eines christlichen Regentenspiegels ist, nicht ohne tiefe Rührung lesen, und muß dabei denken: Wohl dem Fürsten, der solch' eine Mutter besitzt, und wohl dem Volke, das von einem solchen Fürstensohn regiert wird."

Zunächst giebt die Mutter ihrem Sohne den eigenhändigen Bericht, oder das Tagebuch des verewigten Vaters Ulrich, Herrn von Rappoltstein, welches derselbe mitten unter den Stürmen des Bauernkrieges niedergeschrieben

---

[1]) Kolmarer Stadt-Bibliothek. Billing, BLD. M. 11, l. C. 422. — Protestantisches Kirchen- und Schulblatt 1835. ... Bezirksarchiv Kolmar, E. 2762 und E. 2088.

[2]) Alsatia, Stöber. Mühlhausen, Rißler, 1892—1864. — Ratgeber 113.

hatte. Sie bittet ihn, die damals geschehenen Unthaten nicht an Kind und Kindeskind rächen zu wollen, vielmehr weise Lehren für sich daraus zu ziehen. Und diese Lehren giebt sie in echt mütterlicher Weise, geradezu ergreifend. Diese „mütterliche Ermahnung verdiente wohl, in unseren deutschen Lesebüchern eine Stelle zu finden; sie ist ein wahres Kleinod unserer deutschen Litteratur, wohl wert, daß sie bekannter würde, als bis jetzt geschehen. Hier etliche Stellen mit Abkürzungen aus derselben:

Gnade und Friede von Gott, dem Vater, durch Jesum Christum unsern Erlöser! Amen! Wohlgeborener, freundlicher herzlieber Sohn!... Ich ermahne dich mütterlich und einfältig zu der Demut und Furcht Gottes, daß du in den Fußtapfen deines frommen gottesfürchtigen Vaters seligen Gedächtnisses wandelst und daß du liebest Gott von Herzen und von allen deinen Kräften. Darum wolleſt du dich nicht vor den Menschen fürchten, mein Sohn. Ich habe diese Geschichte des baueriſchen Auflaufs nun lange Jahre lang bei mir also behalten, welche der wohlgeborene Ulrich, Herr zu Rappoltstein, zu Hohenack und Geroltseck im Wasichen, mein freundlicher, herzlieber, christlicher Herr und Gemahl, dein herzlieber Vater seligen Gedächtnisses hinterlassen hat, wie er sie denn mit eigener Hand auf das Allerkürzeste geschrieben hatte. Ich habe sie dir nicht gern überantwortet, von wegen, daß ich alle Zeit gesorgt, daß du denen, die noch leben und selbst im Aufruhr gewesen sind und der Verstorbenen Nachkommen ein geringeres Vertrauen und Ungunst erzeigen möchteſt, dieweil sie ja in dem Bauern Aufruhr so ungottesfürchtig mit meinem frommen Gemahl, deinem herzlieben Herrn Vater seligen Gedächtnisses gehandelt haben. Und so habe ich es dir bei meinem Leben überantworten wollen und dich dabei ganz mütterlich vermahnen, daß du ihnen darum nicht feind sein wolleſt, sondern gedenkeſt, daß es eine Rute und Strafe gewesen ist von wegen unserer aller Sünden, daß wir der Strafe wohl wert gewesen seien.

Ich habe auch dir außer herzlicher Liebe solches nicht wollen ohne eine mütterliche einfältige Vermahnung überantworten, damit du mit Gottes Hilfe und guter Polizei diesem oder anderem Argen zuvorkommen kannſt und du

auch sehest, wie Gott die, so in großer Gefahr, Angst und Nöten, zu Gott rufen und im Gebet vertrauen, ihn auch lieben und fürchten, dieselben so wunderbarlich in der höchsten Not erretten und erhalten kann, wie denn Gott meinen herzlieben Herrn seligen Gedächtnisses und mich samt unseren Kindern, die wir dazumal gehabt haben nämlich zwei, und ich in Kindesnöten war, ... beschützt hat, bis die arbeitsscheuen Leute nach langem Aufruhr niedergeschlagen wurden, die doch selbst nicht wußten, was recht war, und von Gott hart gestraft wurden und umkamen zu Scherweiler und zu Zabern. Der Herr wolle ihnen solches nicht zugerechnet haben! ...

Ich ermahne dich, daß du in die Fußtapfen deines frommen gottesfürchtigen Herrn Vaters tretest und in aller Furcht Gottes wandelst und dienest Gott von Herzen, von allen deinen Kräften ... Die Furcht des Herrn machet das Herz fröhlich; wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl gehen in der letzten Not und wird endlich den Segen behalten. Gott lieben ist die schönste Weisheit! ... darum, mein herzlieber Sohn, so kehre dein Herz zu Gott und habe die Furcht Gottes alle Zeit in deinem Herzen; denn der den Herrn fürchtet, der trifft die rechte Lehre und macht die Gerechtigkeit leuchten wie ein Licht! Darum wollest du dich nicht vor den Menschen fürchten, dieweil der Herr so gern helfen will; vielmehr fürchte dich vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle ... darum, mein herzlieber Sohn, laß dich nicht irren, obschon Kreuz kommt; denn wer Christum bekennet, der muß mit Christo ins Schifflein, bis daß die Ungestüme des Meeres und der Wind daherfähret, daß die Wellen das Schifflein schier bedecken. Da wolltest denn du und ich mit getrosten Herzen mit den lieben Jüngern aufstehen und den lieben Herrn im Schifflein aufwecken, und mit den Jüngern sprechen: „Herr, Herr, hilf uns oder wir verderben," so wird der liebe Herr uns so gern helfen, wie er den Jüngern geholfen hat, zu derselbigen Zeit ... darum, mein herzlieber Sohn, dieweil du denn siehest, daß der Tyrann Gott nicht wehren mag, so fürchte dich nicht vor dem Gottlosen, sondern sieh auf den Herrn, wie denn dein herzlieber Vater

und auch ich gethan haben alle Zeit ... denn es um uns beiden zu vielen Malen gefährlich gestanden ist in dem Bauern-Aufruhr und sonst.... Setze deine Hoffnung ganz auf den Herrn, so kannst du nicht fehlen und wirst dein Haus auf den starken Felsen gebaut haben und nicht auf Sand! ... Deinen Unterthanen und allen, die dir übergeben sind von Gott, denen du zu einer Obrigkeit verordnet, sollst du in aller Gottseligkeit ein gutes Beispiel vortragen und sie lieb haben, als deine eigenen Kinder ... und sie erziehen wie ein getreuer Vater seine Kinder erzieht. Nun dieweil du deine Unterthanen mit Gottes Wort versehen willst, gebe der starke Gott, daß es eilends und bald geschehe! So sollst du sie mit väterlicher Strafe trefflich anziehen, damit das Wort Gottes desto besser vorkommen möge, und damit das Böse gestraft und das Gute gehandhabt werde, damit die Ehre Gottes nirgends gehindert werde, denn mit guter Polizei und Verordnung magst du mit aller Freundlichkeit mit ihnen verhandeln, und sei als ein Vater, der seine Kinder lieb hat; der braucht die Ruthen und spart sie nicht, das bringt die Liebe zuwege! ... Darum mein herzlieber Sohn, so habe ein ernstliches Aufsehen darauf, daß deine Aemter und Gerichte mit weisen, gottesfürchtigen, frommen Männern besetzt werden, damit du den Willen Gottes thuest und dein Gewissen ruhig sein könne.... Gedenke daran, daß du das Schwert nicht umsonst trageſt nnd laß es denen vorhalten, die in deinem Schutz und Schirm dir von Gott gegeben und befohlen sind, daß du das Unrecht strafen müsseſt ... du wolleſt ihnen allezeit vorhalten, du habeſt nicht Lust zu strafen, sondern du wolleſt die Strafe lieber umgehen; aber du mußt Gott immer mehr fürchten, denn die Menschen; denn es ist viel besser, auf den Herrgott sehen, als den Unterthanen nachlassen, was wider Gott ist; denn Saul ist von wegen des Ungehorsams und des Unglaubens in sein eigenes Schwert gefallen."

Anna Alexandria ermahnt ferner ihren Sohn, nur nicht auf die Lästermäuler zu hören, die rückwärts blickend rufen: „es ist uns allen wohl ergangen, die wir im Papsttum waren. Man muß die Lästerer und Abgötter

und Gottlosen reden lassen; denn es bald ein Ende mit ihnen haben wird." ... Vielmehr soll Egenolph nicht müde werden in der Fürbitte: auch ermahne ich dich ganz mütterlich, herzlieber Sohn, daß du Gott für deine Unterthanen und uns alle von Herzen bitten wollest, daß er ihnen und uns allen die Sünden nachlassen und unsere Missethat verzeihen wolle." ... Auch soll Egenolph nicht allzuschnell richten: „ich ermahne dich mütterlich, wo du einen gefangen hast, daß du mit der Strafe nicht eilest, bis du die rechte Wahrheit erkundigest, und laß dich keine Kosten gereuen, was über die Kundschaft geht, damit du kein unschuldiges Blut vergießest." Noch manche innige herzerhebende Lehren und Ermahnungen giebt Anna Alexandrina ihrem Sohn; endlich schließt sie, als „eine treue Mutter allzeit" ihr schönes Wort mit einem Bekenntnis und mit der Aufforderung, das Reformationswerk vorzunehmen, also:

„Es ist dieses mein Schreiben in keiner andcren Meinung geschehen; denn aus treuem mütterlichem Herzen und auch aus dem Eifer, so ich zur Ehre und zur Liebe Gottes trage, zum Preis und Lob seines heiligen großen Namens ... Derselbige gewaltige und allmächtige Gott wolle dich leiten mit dem heiligen Geist in alle Wahrheit ... daß du deine Unterthanen in deiner ganzen Herrschaft durch den gewaltigen Arm Gottes aus dem Papsttum in das heilige Evangelium führest, wie der Herr die Kinder Israels durch das rote Meer geführet. Amen. Amen. Der Herr segne dich und behüte dich!" Am letzten Tage des Mai 1562.

So der Reformationswunsch der evangelisch denkenden fürstlichen Mutter. Seine Erfüllung sollte nicht lange auf sich warten lassen. Es war Matthias Erb, welcher durch seine feurigen Predigten in der Schloßkapelle, durch seine mündlichen Unterredungen über die reine Lehre des Wortes Gottes und durch seine vielfachen Schriften den Fürsten Egenolph bestimmte, öffentlich die Reformation einzuführen. Dies geschah am 18. April 1560. Der Hofprediger Georg Balmer aus Stauffen in der Schweiz, der schon seit dem Tode des Nicolaus König 1563 im evangelischen Sinne gewirkt hatte, hielt in der Margarethen-

Kapelle zu Rappoltstein zunächst eine Festpredigt, alsdann wurde das heilige Abendmahl in beiderlei Gestalt ausgeteilt. Freilich die Bürgerschaft durfte die Reformation nicht annehmen wegen der Lehensabhängigkeit vom Hause Oesterreich, nur eine evangelische Hofkirche und Hofgemeinde wurde begründet; nur der Hof und die Hofbeamten durften sich evangelisch nennen. Ausdrücklich erklärte Egenolph öffentlich, daß er sich zu der reinen Augsburgischen Konfession, wie sie anno 1530 der Kaiserlichen Majestät Karls V. übergeben worden sei, bekenne. Gleichwohl war durch den Uebertritt des Landesherrn in den Rappoltsteinischen Gebieten nun ein Zentralpunkt für reformatorisches Wirken gegeben worden, von welchem aus viel Segen für die Unterthanen ausging. Noch in demselben Jahre wurde daselbst eine evangelische Schule eröffnet. Erb bewog den Fürsten Egenolph, daß er auf seine eigenen Kosten junge Leute in Basel Theologie studieren ließ.[1])

Nachdem der ernste Schritt, die Reformation öffentlich in Rappoltstein einzuführen, geschehen war, galt es für Egenolph und seine Mutter Anna Alexandria, das Reformationswerk weiterzuführen und auszubauen. Und da bewies sich Erb als der erprobte Ratgeber. Er glaubte zunächst mit allem Fleiß seine hohen Gönner, die Fürstin und ihren Sohn, immer tiefer in die göttliche Wahrheit führen zu müssen, und daher hat er in Briefen, Predigten, Konfessionen und Uebersetzungen alter Kirchenväter die Erkenntnis derselben sehr bereichert. Dann aber hat er an der Ordnung der kirchlichen Dinge kräftig mit Hand angelegt, indem er aus seinen vielen Erlebnissen und Erfahrungen das beste ihnen geben konnte. Auch andere reformatorisch arbeitende Männer finden wir in lebhaftem Briefwechsel mit Anna Alexandria, als es galt, die christliche Gemeinde im Rappoltsteiner Gebiet einzurichten. So empfiehlt von Zürich aus am 20. März 1563 in einem eigenhändig geschriebenen Briefe Heinrich Bullinger auf's dringendste, den Heidelberger Katechismus einführen zu lassen: „Mit dem Katechismus bedeuchte mich

[1]) Bezirks-Archiv Kolmar E. 2792 — Röhricht III. 184.

nichts besseres zu sein; denn daß Ew. Gnaden den pfalzgräflichen annehmen, welcher dieses Jahr deutsch und lateinisch zu Heidelberg gedruckt und von dem Kurfürsten, meinen gnädigen Herrn, ausgegangen ist. O, mit was großer Freude habe ich ihn erst dieser Tage, wie er mir von Heidelberg zugesendet, gelesen. Wie habe ich Gott so treulich gedankt und dem Fürsten viel Gnade und Benedeiung vom Herrn gewünscht; denn er ist ein sehr christlicher verständlicher, wohlbegründeter, kurzer recht lieblicher Bericht, da ich noch nicht viel bessere gelesen habe. Er ist rein und gerecht in allen Hauptpunkten; er führt treulich auf Christum, unsern Heiland. So aber Ew. Gnaden denselben lesen werden, werden Sie mit mir Gott loben. So denn mein gnädiger Herr von Rappoltstein einen Bericht in seiner Schule und Kirche annimmt, der eines Kurfürsten, ja der Statthalter ist des römischen Reiches, möchte solches seiner Gnaden desto minder aufgelegt werden, als ob er, weiß was, Neues und Ungebührliches oder Unrechtes anrichte. Dieweil seine Gnade allezeit sprechen möchte, ich habe nichts anderes, denn das auch in der Pfalz, da eine hohe Schule ist, gebraucht wird. Solches wird auch viele andere Förmlichkeit nicht haben.... Des pfalzgräflichen Büchlein Titel ist: Katechismus oder christlicher Unterricht, wie der in Kirche und Schule der kurfürstlichen Pfalz getrieben wird. Der Fürst hat ihn ausgehen lassen unter seinem Namen Dienstag den 16. Januar 1563 und ist zu Heidelberg gedruckt durch Johann Meyer.... Der allmächtige Gott erhalte und tröste Ew. Gnaden allezeit durch seinen heiligen Geist und erhalte euch in seiner Gnade.[1])

Es wäre aber ein arger Mißgriff gewesen, wenn die Rappoltsteiner Herrschaften dem Rate Bullingers gefolgt wären. Denn die Ensisheimer Regierung stand auf der Lauer, um Egenolph die Anklage zu stellen, daß er kein Augsburger-Konfessions-Verwandter sei, vielmehr heimlich dem Zwinglianismus und Calvinismus anhange, um dadurch sein ganzes Reformationswerk brach zu legen. Solange Egenolph lebte — er starb im Jahre 1585 —, be-

[1]) Bezirks-Archiv E. 578.

kam er wiederholt die ärgsten Drohbriefe, und er mußte sich stets verteidigen, indem er betonte, „daß er in allen Städten und Dörfern die alte Religion habe bestehen lassen, daß er nur in seiner Schloßkapelle die Augsburgische Konfession nach dem aufgerichteten Religionsfrieden in aller Stille, ganz bescheidentlich und ohne Verachtung anderer Religionen, predigen lasse. Zu Markirch aber, wo die Gewerke und Knappschaften ihren eigenen Prädikanten hielten, sei desto weniger Schärfe zu gebrauchen, weil die Regalien des Bergwerks direkt vom heiligen Reich als Lehen gegeben worden seien." So durfte Egenolph den katholischen Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Rappoltsweiler nicht antasten; wohl stellte er in dieser Stadt einen evangelischen Schulmeister an; aber er wurde später gezwungen, auch diesen durch einen katholischen zu ersetzen.[1])

Unter dem Druck dieser widerwärtigen Verhältnisse gab es viele traurige Stunden für den Herrn Egenolph und seine Mutter Alexandria. Da strengte sich nun der alte, treue Erb im Verein mit anderen auswärtigen Geistlichen an, die niedergeschlagenen Seelen aufzurichten. Wir besitzen aus jener Zeit etliche Briefe voll reichen Trostzuspruches. So schreibt Rudolf Walther aus Zürich am 5. März 1563 an die Fürstin: „Gehe es gleich, wie es wolle, so wird uns der Trost des ewigen Heils, den wir durch Christum Jesum in Gott haben, nicht können fehlen. Das Kreuz ist unseres Herrn Panier, damit er den Teufel und die Welt bestritten hat. So uns denn solches auch auf den Hals kommt, soll es uns nicht Wunder nehmen, weil wir dasselbe wohl beschulden können, und wir von wegen unserer unwiedergeborenen sündlichen Natur müssen im Zaum gehalten werden, damit uns die Welt verleide und wir mit rechter Begier der himmlischen Güter entzündet werden. Dazu fordert auch Gottes Ehre, daß er die Sache oft bis auf's letzte kommen läßt, damit mancher bekennen müsse, daß seine Kirche und sein Wort nicht auf Menschen Gewalt oder Wohlfahrt, sondern allein auf ihn begründet und befestigt sei, der denn aus der Finsternis

[1]) a. O. E. 2762.

das Licht hervorbringt und uns aus dem Tode zum ewigen Leben führen kann. Dieweil er denn solches oft gethan, sollen wir uns auch dieser Zeit gleiches Falles und Bestandes zu ihm versehen, denen er dies insonderheit versprochen hat. Denn als unser Herr Jesus Christus von der letzten Zeit weissagte, die dann voll Kriegsgeschrei, Empörungen, Teuerungen und allerlei Jammer sein werde, verheißt er auch dabei, daß sein Evangelium die ganze Welt durchlaufen und alle die zur Ruhe und Seligkeit kommen werden, die bis an's Ende beharren. Deshalb wie fest auch der Satan in seinen Gliedern tobt und wütet, wird es uns dennoch den Herrn Christum müssen unbekümmert lassen und uns aus desselbigen Hand nimmermehr reißen mögen. Bin auch der steifen Zuversicht, er werde an gegenwärtiger Verfolgung und Unruh, so er wider die Gläubigen anrichtet, nicht mehr gewinnen, denn er vor Zeiten gewonnen hat, da wir finden, daß der Glaube allerwegen durch Verfolgung zugenommen und die christliche Kirche durch Kreuz erprobt ist worden. . . .[1])

Es blieb Anna Alexandria nichts anderes übrig, als in der Stille das Reich Gottes an den ihr anvertrauten Seelen bauen zu helfen; und sie ist nicht müde darin geworden. Aus dem Jahre 1566 sind uns aus ihrer fleißigen Hand Schriftstücke erhalten, welche uns sagen, mit welchem Eifer und in welchem Geiste sie für ihren Herrn und Heiland thätig war. Mit eigener Hand schreibt sie die zwei Tafeln der zehn Gebote ab, das apostolische wie athanasianische Bekenntnis des christlichen Glaubens, den Ambrosianischen Lobgesang, Stücke aus Augustin und andere christliche Schriften; sie weiß, wie sie bemerkt, daß alles christliche Wesen begriffen ist in der Erkenntnis des göttlichen Willens und im herzlichen, mündlichen und thätlichen Bekenntnis. Auch hat sie uns ein goldenes ABC hinterlassen. Ein jeder Schulmeister soll dieses ABC. ganz lernen, „Wohl ihr Hausväter, so ruft sie, kaufet's in's Haus, lehret also Kind und Gesinde darauf; in heiliger Schrift man's geschrieben findt, was dir das ABC verkündt." Nur einige Verse mögen hier Platz finden:

[1]) a. O. E. 578.

Am ersten sollst Du Gottesfurcht han
So wird aus Dir ein weiser Mann.
Bitt' Gott um Gnad' zu aller Zit;
Denn ohn' sein Hülf' vermagst Du nit.
Creuzige Dein Leib'; sei züchtig still!
Nit gestatt dem Leib seinen Muthwill
Demuth, Geduld, Gehorsam gefällt Gott wohl
Barmherzigkeit jeder täglich üben soll ...

Auch hat sie das Vaterunser für christliche Leute in Versen ausgelegt: „Das Vaterunser höret mit Fleiß, ausgelegt in Sprichweis; darin man findet den rechten Grad, das mannig Herz nie geschmeckel hat." Ueber den verlorenen Sohn kommt folgende Schilderung vor:

„Es sprach doch der verlorene Sohn:
Ich will zu meinem Vater gohn.
Von Hunger litt er große Noth
Und sprach: wie überflüssig Brod
Haben all meines Vaters Knecht!
Und ich bin doch so gar verschmecht (verschmacht),
Daß ich nicht würdig bin Dein Sohn,
Geb' er mir für das einen Lohn;
Er begehrt Kleien und Sauenaß,
Niemand auf Erden gab ihm das.
Es ist Niemand auf Erden,
Der mit der Sünde satt mag werden.
Da er gegen den Vater ging,
Hört, wie ihn der Vater empfing:
Der Vater war bewegt so tief,
Der Sohn ging, der Vater lief.
Ihn hat sehr nach dem Sohne gelüst,
Er hat ihn umfangen und geküßt.
Er hat ihn auch der Ehr (an) gethon,
Hat ihn zum ersten reden lohn:
„Vatter ich hob gesündigt vor Dir
Ach, lieber Vatter, verzeihe mir!"
Der Vatter sprach mit Barmherzigkeit,
Gebet meinem Sohne das beste Kleid.
Das ist nun das Kleid der Unschuld;
Er gab ihm Gnad' und göttliche Huld.
Und bringt ihm Schuh an seine Füß
Daß ihm kein Sünd mehr schaden müß ...

Sodann hat die fromme Fürstin eine Katechisation ihres Pfarrers Adler, der vom Jahre 1566 Hofprediger in ihrem Schlosse war, ganz abgeschrieben; sie hat den Wunsch dazu: Gott gieb mir, daß ich es möge ewiglich beibehalten, wie ich es auf Gnaden gefasset, daß mich nichts

möge abschrecken weder Tod noch Pein noch kümmerliche Gefahr, Amen, Amen.

Und was sie in ihrer Seele bewegte, den lebendigen Glauben und die brünstige Liebe zu ihrem Herrn und Heiland Jesu Christo, das hat sie treu bewahrt bis zu ihrem Ende. Ein gutes Vorbild, einen weisen Ratgeber, einen frommen Seelsorger hatte sie stets an ihrem Matthias Erb. Doch auch für ihn kam die Zeit, daß er seinen Lauf vollenden sollte; er starb auf dem Schloß Rappoltstein am 13. März 1571. Noch zehn Jahre sollte ihn seine fürstliche Freundin und Beschützerin Anna Alexandria überleben; sie entschlief 1581 und ihr wackerer, im Glauben lebender Sohn folgte 1585. Wie Mutter und Sohn im Leben durch ihren Glauben und durch ihre Liebe in der Nachfolge Christi viel Segen ihrem Hause und ihrem Volke bereitet haben, so ist dieser Segen auf ihre Nachfolger übergegangen. Aus dem edlen Hause der Rappoltsteiner sind viele Zeugen hervorgegangen, welche den Mut hatten, die evangelische Wahrheit vor Hohen wie Niedrigen mit dem Wort wie mit der That zu bezeugen. Wir nennen zum Schluß die Schwiegertochter des Grafen Egenolph, die Gräfin Agathe, eine geborene Gräfin Solms aus der Labachischen Linie, welche in ihrem Witwenstand in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges mit aller Glaubenstreue an der Aufbauung des Reiches Gottes arbeitete und segensreich für ihr kleines Land wie für die ganze evangelische Kirche wirkte. Sie wurde die Taufpatin Philipp Jakob Spener's, für welchen sie wie eine Mutter sorgte; nicht nur sein irdisches Wohl, sondern auch die Erziehung seiner Seele lag ihr am Herzen. Wie wohlthätig der Verkehr mit seiner im lebendigen Glauben stehenden hohen Patin auf ihn wirkte, hat er in dankbarer Anerkennung in seiner eigenhändig geschriebenen Biographie ausgesprochen. Die Gräfin Agathe war nach Spener's eigenen Worten diejenige, welche den Funken des Glaubens in seiner Knabenseele weckte. So hat denn der Geist der Rappoltsteiner gute Früchte getrieben; ja ihr Gedächtnis bleibt wirklich im Segen.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Rasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Franz Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. Georg Rietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Rey, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. A. Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsb. Conf. erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. K. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf u. Sieg d. Evangeliums i. Kr. Schwiebus.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Höhn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. R. Foß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr. 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.
29. G. Zeitler, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.
30. H. v. Schubert, Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

31/32. Solle, R. W., Reformation und Revolution. Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

33. Theodor Harten, Eine Hochburg der Hugenotten während der Religionskriege.
34. H. Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.
35. Heinrich Rochell, Aus dem alten Kirchenbuch einer freien Reichsstadt. Warnende Bilder aus der Vergangenheit für die Gegenwart in der Jesuitenfrage.

Druck von Eduard Barrad, Halle a. S.

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Dr. Johannes Heß

der Breslauer Reformator

von

Adolf Henschel.

Halle a. S. 1901.
In Commission-Verlag von Max Niemeyer.

XXXVII.

Dr. Johannes Heß

der Breslauer Reformator

von

Adolf Henschel.

Halle a. S. 1901.
Verein für Reformationsgeschichte.

nichts besseres zu sein; denn daß Ew. Gnaden den pfalzgräflichen annehmen, welcher dieses Jahr deutsch und lateinisch zu Heidelberg gedruckt und von dem Kurfürsten, meinen gnädigen Herrn, ausgegangen ist. O, mit was großer Freude habe ich ihn erst dieser Tage, wie er mir von Heidelberg zugesendet, gelesen. Wie habe ich Gott so treulich gedankt und dem Fürsten viel Gnade und Benedeiung vom Herrn gewünscht; denn er ist ein sehr christlicher verständlicher, wohlbegründeter, kurzer recht lieblicher Bericht, da ich noch nicht viel bessere gelesen habe. Er ist rein und gerecht in allen Hauptpunkten; er führt treulich auf Christum, unsern Heiland. So aber Ew. Gnaden denselben lesen werden, werden Sie mit mir Gott loben. So denn mein gnädiger Herr von Rappoltstein einen Bericht in seiner Schule und Kirche annimmt, der eines Kurfürsten, ja der Statthalter ist des römischen Reiches, möchte solches seiner Gnaden desto minder aufgelegt werden, als ob er, weiß was, Neues und Ungebührliches oder Unrechtes anrichte. Dieweil seine Gnade allezeit sprechen möchte, ich habe nichts anderes, denn das auch in der Pfalz, da eine hohe Schule ist, gebraucht wird. Solches wird auch viele andere Förmlichkeit nicht haben.... Des pfalzgräflichen Büchlein Titel ist: Katechismus oder christlicher Unterricht, wie der in Kirche und Schule der kurfürstlichen Pfalz getrieben wird. Der Fürst hat ihn ausgehen lassen unter seinem Namen Dienstag den 16. Januar 1563 und ist zu Heidelberg gedruckt durch Johann Meyer.... Der allmächtige Gott erhalte und tröste Ew. Gnaden allezeit durch seinen heiligen Geist und erhalte euch in seiner Gnade.[1])

Es wäre aber ein arger Mißgriff gewesen, wenn die Rappoltsteiner Herrschaften dem Rate Bullingers gefolgt wären. Denn die Ensisheimer Regierung stand auf der Lauer, um Egenolph die Anklage zu stellen, daß er kein Augsburger-Konfessions-Verwandter sei, vielmehr heimlich dem Zwinglianismus und Calvinismus anhange, um dadurch sein ganzes Reformationswerk brach zu legen. Solange Egenolph lebte — er starb im Jahre 1585 —, be-

[1]) Bezirks-Archiv E. 578.

kam er wiederholt die ärgsten Drohbriefe, und er mußte sich stets verteidigen, indem er betonte, „daß er in allen Städten und Dörfern die alte Religion habe bestehen lassen, daß er nur in seiner Schloßkapelle die Augsburgische Konfession nach dem aufgerichteten Religionsfrieden in aller Stille, ganz bescheidentlich und ohne Verachtung anderer Religionen, predigen lasse. Zu Markirch aber, wo die Gewerke und Knappschaften ihren eigenen Prädikanten hielten, sei desto weniger Schärfe zu gebrauchen, weil die Regalien des Bergwerks direkt vom heiligen Reich als Lehen gegeben worden seien.“ So durfte Egenolph den katholischen Gottesdienst in der Pfarrkirche zu Rappoltsweiler nicht antasten; wohl stellte er in dieser Stadt einen evangelischen Schulmeister an; aber er wurde später gezwungen, auch diesen durch einen katholischen zu ersetzen.[1])

Unter dem Druck dieser widerwärtigen Verhältnisse gab es viele traurige Stunden für den Herrn Egenolph und seine Mutter Alexandria. Da strengte sich nun der alte, treue Erb im Verein mit anderen auswärtigen Geistlichen an, die niedergeschlagenen Seelen aufzurichten. Wir besitzen aus jener Zeit etliche Briefe voll reichen Trostzuspruches. So schreibt Rudolf Walther aus Zürich am 5. März 1563 an die Fürstin: „Gehe es gleich, wie es wolle, so wird uns der Trost des ewigen Heils, den wir durch Christum Jesum in Gott haben, nicht können fehlen. Das Kreuz ist unseres Herrn Panier, damit er den Teufel und die Welt bestritten hat. So uns denn solches auch auf den Hals kommt, soll es uns nicht Wunder nehmen, weil wir dasselbe wohl beschulden können, und wir von wegen unserer unwiedergeborenen sündlichen Natur müssen im Zaum gehalten werden, damit uns die Welt verleide und wir mit rechter Begier der himmlischen Güter entzündet werden. Dazu fordert auch Gottes Ehre, daß er die Sache oft bis auf's letzte kommen läßt, damit mancher bekennen müsse, daß seine Kirche und sein Wort nicht auf Menschen Gewalt oder Wohlfahrt, sondern allein auf ihn begründet und befestigt sei, der denn aus der Finsternis

[1]) a. O. E. 2762.

das Licht hervorbringt und uns aus dem Tode zum ewigen Leben führen kann. Dieweil er denn solches oft gethan, sollen wir uns auch dieser Zeit gleiches Falles und Bestandes zu ihm versehen, denen er dies insonderheit versprochen hat. Denn als unser Herr Jesus Christus von der letzten Zeit weissagte, die dann voll Kriegsgeschrei, Empörungen, Teuerungen und allerlei Jammer sein werde, verheißt er auch dabei, daß sein Evangelium die ganze Welt durchlaufen und alle die zur Ruhe und Seligkeit kommen werden, die bis an's Ende beharren. Deshalb wie fest auch der Satan in seinen Gliedern tobt und wütet, wird es uns dennoch den Herrn Christum müssen unbekümmert lassen und uns aus desselbigen Hand nimmermehr reißen mögen. Bin auch der steifen Zuversicht, er werde an gegenwärtiger Verfolgung und Unruh, so er wider die Gläubigen anrichtet, nicht mehr gewinnen, denn er vor Zeiten gewonnen hat, da wir finden, daß der Glaube allerwegen durch Verfolgung zugenommen und die christliche Kirche durch Kreuz erprobt ist worden. . . .[1])

Es blieb Anna Alexandria nichts anderes übrig, als in der Stille das Reich Gottes an den ihr anvertrauten Seelen bauen zu helfen; und sie ist nicht müde darin geworden. Aus dem Jahre 1566 sind uns aus ihrer fleißigen Hand Schriftstücke erhalten, welche uns sagen, mit welchem Eifer und in welchem Geiste sie für ihren Herrn und Heiland thätig war. Mit eigener Hand schreibt sie die zwei Tafeln der zehn Gebote ab, das apostolische wie athanasianische Bekenntnis des christlichen Glaubens, den Ambrosianischen Lobgesang, Stücke aus Augustin und andere christliche Schriften; sie weiß, wie sie bemerkt, daß alles christliche Wesen begriffen ist in der Erkenntnis des göttlichen Willens und im herzlichen, mündlichen und thätlichen Bekenntnis. Auch hat sie uns ein goldenes ABC hinterlassen. Ein jeder Schulmeister soll dieses ABC. ganz lernen, „Wohl ihr Hausväter, so ruft sie, kaufet's in's Haus, lehret also Kind und Gesinde darauf; in heiliger Schrift man's geschrieben findt, was dir das ABC verkündt." Nur einige Verse mögen hier Platz finden:

[1]) a. O. E. 578.

Am ersten sollst Du Gottesfurcht han
So wird aus Dir ein weiser Mann.
Bitt' Gott um Gnad' zu aller Zit;
Denn ohn' sein Hülf' vermagst Du nit.
Creuzige Dein Leib'; sei züchtig still!
Nit gestatt dem Leib seinen Muthwill
Demuth, Geduld, Gehorsam gefällt Gott wohl
Barmherzigkeit jeder täglich üben soll ...

Auch hat sie das Vaterunser für christliche Leute in Versen ausgelegt: „Das Vaterunser höret mit Fleiß, ausgelegt in Sprichweis; darin man findet den rechten Grad, das mannig Herz nie geschmeckel hat." Ueber den verlorenen Sohn kommt folgende Schilderung vor:

„Es sprach doch der verlorene Sohn:
Ich will zu meinem Vater gohn.
Von Hunger litt er große Noth
Und sprach: wie überflüssig Brod
Haben all meines Vaters Knecht!
Und ich bin doch so gar verschmecht (verschmacht),
Daß ich nicht würdig bin Dein Sohn,
Geb' er mir für das einen Lohn;
Er begehrt Kleien und Sauenaß,
Niemand auf Erden gab ihm das.
Es ist Niemand auf Erden,
Der mit der Sünde satt mag werden.
Da er gegen den Vater ging,
Hört, wie ihn der Vater empfing:
Der Vater war bewegt so tief,
Der Sohn ging, der Vater lief.
Ihn hat sehr nach dem Sohne gelüst,
Er hat ihn umfangen und geküßt.
Er hat ihn auch der Ehr (an) gethon,
Hat ihn zum ersten reden lohn:
„Vatter ich hob gesündigt vor Dir
Ach, lieber Vatter, verzeihe mir!"
Der Vatter sprach mit Barmherzigkeit,
Gebet meinem Sohne das beste Kleid.
Das ist nun das Kleid der Unschuld;
Er gab ihm Gnad' und göttliche Huld.
Und bringt ihm Schuh an seine Füß
Daß ihm kein Sünd mehr schaden müß ...

Sodann hat die fromme Fürstin eine Katechisation ihres Pfarrers Adler, der vom Jahre 1566 Hofprediger in ihrem Schlosse war, ganz abgeschrieben; sie hat den Wunsch dazu: Gott gieb mir, daß ich es möge ewiglich beibehalten, wie ich es auf Gnaden gefasset, daß mich nichts

möge abschrecken weder Tod noch Pein noch kümmerliche Gefahr, Amen, Amen.

Und was sie in ihrer Seele bewegte, den lebendigen Glauben und die brünstige Liebe zu ihrem Herrn und Heiland Jesu Christo, das hat sie treu bewahrt bis zu ihrem Ende. Ein gutes Vorbild, einen weisen Ratgeber, einen frommen Seelsorger hatte sie stets an ihrem Matthias Erb. Doch auch für ihn kam die Zeit, daß er seinen Lauf vollenden sollte; er starb auf dem Schloß Rappoltstein am 13. März 1571. Noch zehn Jahre sollte ihn seine fürstliche Freundin und Beschützerin Anna Alexandria überleben; sie entschlief 1581 und ihr wackerer, im Glauben lebender Sohn folgte 1585. Wie Mutter und Sohn im Leben durch ihren Glauben und durch ihre Liebe in der Nachfolge Christi viel Segen ihrem Hause und ihrem Volke bereitet haben, so ist dieser Segen auf ihre Nachfolger übergegangen. Aus dem edlen Hause der Rappoltsteiner sind viele Zeugen hervorgegangen, welche den Mut hatten, die evangelische Wahrheit vor Hohen wie Niedrigen mit dem Wort wie mit der That zu bezeugen. Wir nennen zum Schluß die Schwiegertochter des Grafen Egenolph, die Gräfin Agathe, eine geborene Gräfin Solms aus der Labachischen Linie, welche in ihrem Witwenstand in den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges mit aller Glaubenstreue an der Aufbauung des Reiches Gottes arbeitete und segensreich für ihr kleines Land wie für die ganze evangelische Kirche wirkte. Sie wurde die Taufpatin Philipp Jakob Spener's, für welchen sie wie eine Mutter sorgte; nicht nur sein irdisches Wohl, sondern auch die Erziehung seiner Seele lag ihr am Herzen. Wie wohlthätig der Verkehr mit seiner im lebendigen Glauben stehenden hohen Patin auf ihn wirkte, hat er in dankbarer Anerkennung in seiner eigenhändig geschriebenen Biographie ausgesprochen. Die Gräfin Agathe war nach Spener's eigenen Worten diejenige, welche den Funken des Glaubens in seiner Knabenseele weckte. So hat denn der Geist der Rappoltsteiner gute Früchte getrieben; ja ihr Gedächtnis bleibt wirklich im Segen.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Rasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Franz Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. Georg Rietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Rey, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. A. Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsb. Conf. erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. K. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf u. Sieg d. Evangeliums i. Kr. Schwiebus.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Höhn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. A. Foß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr. 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.
29. G. Zeitler, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.
30. H. v. Schubert, Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

31/32. Solle, R. W., Reformation und Revolution. Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

33. Theodor Harten, Eine Hochburg der Hugenotten während der Religionskriege.
34. H. Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.
35. Heinrich Rocholl, Aus dem alten Kirchenbuch einer freien Reichsstadt. Warnende Bilder aus der Vergangenheit für die Gegenwart in der Jesuitenfrage.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Dr. Johannes Heß

der Breslauer Reformator

von

Adolf Heuschel.

Halle a. S. 1901.
In Commission-Verlag von Max Niemeyer.

XXXVII.

Dr. Johannes Heß

der Breslauer Reformator

von

Adolf Henschel.

Halle a. S. 1901.
Verein für Reformationsgeschichte.

I.

Johannes Heß wurde im September 1490 zu Nürnberg geboren, als Sohn des Kaufmanns Johannes Heß und seiner Ehefrau Anna, geb. Geider. Im Alter von dreizehn Jahren wurde er auf die Schule zu Zwickau gebracht, von deren Ansehen in jener Zeit die Menge ihrer Zöglinge Zeugnis giebt, und welche später auch Luther als ein köstliches, edles, dazu von den Zwickauern treulich gepflegtes Kleinod des Landes rühmte. Wir erfahren aus dieser Zeit — und zwar durch ihn selbst, auf der ersten Seite seines uns noch erhaltenen Psalmbuches, — daß er als Knabe im kirchlichen Unterricht fleißig die Psalmen lernte. Von der strengen Zucht dieser Schule, die ihr den Namen „Schleifmühle“ zuzog, mag zum Teil die pünktliche Sorgfalt und Aengstlichkeit herrühren, die wir an Heß in Erfüllung seiner Pflichten später bemerken. Schon nach drei Jahren (1505) bezog er die Leipziger Hochschule, dann im Herbst 1510 die zu Wittenberg. Hauptsächlich beschäftigte er sich mit dem klassischen Altertum; einer der ersten Vertreter desselben, der gelehrte Johannes Rhag aus Sommerfeld in der Mark, unter den Gelehrten als Rhagius Aesticampianus geschätzt und geehrt, war in Leipzig sein Lehrer. Zugleich wurde in ihm der Trieb für geschichtliche Forschungen angeregt. Am 8. November 1510 wurde er als Baccalaureus der philosophischen Fakultät in Wittenberg aufgenommen und am 17. Februar 1511 wurde er Magister. Schon damals muß er mit Luthers Freunden, Johann Lange und Spalatin, befreundet gewesen sein. Während seines letzten Wittenberger Jahres wurde er auch mit Luther persönlich bekannt, der, von seiner Romreise

zurückgekehrt, im Herbst 1512 Doktor der Theologie geworden war und, ganz erfüllt von der Heilslehre des Apostel Paulus und der Gedankenwelt Augustins und voll feurigen Eifers für selbständiges, eindringendes Studium der heiligen Schrift, die Vorlesungen begann, welche ein neues Zeitalter heraufführen sollten. Diese neu anhebende Richtung ergriff schon damals auch unsern Heß. Einen festen Boden der mittelalterlichen Schultheologie gegenüber hatte er allerdings noch keineswegs gewonnen, ebensowenig dachte er etwa schon an einen Bruch mit den kirchlichen Satzungen und Ordnungen. Melanchthon sagt später von ihm, er habe erst einen Ocean unseliger Fragen durchschifft, ehe er, wie aus einem Schiffbruche gerettet, zum sichern Genusse der in der heiligen Schrift uns geschenkten göttlichen Wahrheit und Wissenschaft gelangt sei. Auch eine spätere gelegentliche Bemerkung von Heß selbst läßt uns einen Blick in seine Studien thun, daß er nämlich als Jüngling, um die Psalmen zu verstehen, die alten Väter der Reihe nach gelesen, aber, je mehr er gelesen, desto weniger verstanden habe.

Nachdem er von der Universität abgegangen, wurde er schon gegen Ostern 1513, wohl durch Empfehlungen seitens der obengenannten Männer, dem Lande seiner künftigen Bestimmung zugeführt. Der Breslauer Bischof Johannes V. in Neiße aus dem ungarischen edlen Geschlecht der Turzos nämlich zog ihn zu sich als seinen Sekretär oder „Notar der Kanzlei". Es war dies ein wohlwollender, edel gesinnter Mann von freier geistiger Bildung. Für die neuauflebende Wissenschaft hegte er warme Teilnahme; den Erasmus verehrte er, der ihn wiederum wegen seiner wissenschaftlichen Bildung und Geschäftstüchtigkeit hochschätzte. Aufgeklärt und mutig trat er schon im Jahre 1517 dem Betruge, welchen die Mönche des Breslauer Dorotheenklosters mit einem angeblich wunderthätigen Marienbilde trieben, unnachsichtig entgegen. Die Zuneigung, welche er zu Heß hegte, weist auf eine Verwandtschaft in der Sinnesart der beiden Männer hin, während zugleich Turzo auf die weitere Entwickelung des Heß bestimmend einwirken mußte. Von letzterem, der uns als ein junger Mann von damals 23 Jahren

mit energisch geschnittener Nase, kräftigen Gesichtszügen, geistvoll blitzenden dunklen Augen, dunkelblondem Haupthaar und Schnurrbart geschildert wird, haben wir aus jener Zeit noch einige Briefe an „den ehrwürdigen Vater, den Augustiner Johannes Lange, seinen lieben Bruder" in Wittenberg. Sola fides et amicitia (allein Glaube und Freundschaft) steht als Motto unter der Adresse. Im Dezember 1513 schreibt er demselben außer einigen Tagesneuigkeiten, dem Siege des Polenkönigs Sigismund über die Russen und der Mitteilung über die Bekanntschaft zweier Griechen, die, aus Kreta von den Türken vertrieben, am Hofe des Bischofs gastweise weilten, über sein Studium: „Was mein Studium anlangt, so lese ich die Theologen, die mir in großer Anzahl dank der Freundlichkeit meines Fürsten zur Verfügung stehen, nämlich die Werke eines Athanasius, Beda, Origenes u. s. w." Der Schluß lautet: „Lebe wohl, ich befehle mich Deiner und Deiner Brüder Fürbitte, besonders der meines Vaters Martinus, dessen ich mich sehr oft erinnere; möchte es ihnen allen gut gehen!" In einem anderen Briefe an denselben vom 26. März 1514 beklagt er sich darüber, daß Lange so selten schreibe, während die große Schar der übrigen Wittenberger Freunde fleißiger an ihn geschrieben, und fährt dann fort: „Wenn ich jemals Deiner Fürbitte benötigt war, so ist es jetzt der Fall; denn Dein Heß fängt an, seinen innern, nach dem Bilde Gottes gestalteten Menschen zu betrachten und in Aengstlichkeit sein Wesen von Tag zu Tag zu erforschen. Das macht der Pentateuch (5 Bücher Moses) des Origenes, jenes Kirchenlehrers, der mir so wie sonst niemand bisher zum guten und heiligen Leben verholfen hat. Ich setze meine Hoffnung, daß Christus seinen Geist von mir nicht abkehren werde, auf die Gebete meiner Freunde. Des begonnenen Baues kluger Baumeister wird Athanasius sein, welcher über Paulus dieses gute Werk vollenden wird. Lebe wohl und bitte für mich, mein lieber Bruder, zusammen mit Wenzeslaus [1]) und

[1]) Wenzeslaus Link ist gemeint, von dem unten noch die Rede sein wird.

Martin!“ In dem letzten Briefe vom 23. Juni 1514 teilt er seinem Freunde mit, daß er sich mit den Schriften des Paulinus Nolanus, eines Schriftstellers aus dem fünften Jahrhundert, beschäftige. Lange hatte sich abfällig über ihn geäußert. Heß nimmt ihn warm in Schutz und belegt durch zahlreiche Zitate die Behauptung, daß Augustinus und andere ihn hochhalten, und sagt am Schluß: „Mich bewegt es mächtig, daß Du die Bücher eines solchen Mannes des Papiers und der schriftstellerischen Behandlung nicht für würdig hältst, die Bücher, die ich wegen der Frömmigkeit und Gelehrsamkeit für kostbarer und edler denn die Lydischen Edelsteine erachte.“ Es scheint, als ob er also auch angefangen habe, sich schriftstellerisch mit Paulinus Nolanus zu beschäftigen. Also ähnliche, wenn auch nicht so heftige innere Bewegungen und Entwickelungen wie Luther hatte unser Heß in der Stille des bischöflichen Studierzimmers in Neiße durchgemacht und damit auch die rechte Schule für seine seine spätere reformatorische Thätigkeit.

Der Bischof verwandte seinen Kanzlei-Notar seiner Gaben und Kenntnisse halber bald zu wichtigen Geschäften. Er empfahl ihn dem Herzog Karl I. von Münsterberg-Oels, der als Landeshauptmann von Glogau, als Statthalter von Böhmen und Vormund des unmündigen Königs Ludwig von Ungarn-Böhmen wenig daheim sein konnte, zum Erzieher seiner zahlreichen Kinderschar, insonderheit des heranwachsenden ältesten Prinzen Joachim, des späteren evangelischen Bischofs von Brandenburg. Joachim wurde zugleich mit dem Sohne des böhmischen Kanzlers Georg von Schellenberg Ostern 1515 dem Heß nach Neiße zur Erziehung geschickt. Die Gunst seines Bischofs hatte außerdem unserm jungen Magister die Würde und das Einkommen eines Kanonikus von Neiße (1515) verschafft; in den glücklichsten und angenehmsten Verhältnissen hatte er das Jahr 1515 und die Hälfte des Jahres 1516 verbracht. — Da brach im Sommer dieses Jahres die Pest aus, die z. B. in Breslau 2000 Menschen in einem Jahre wegraffte und auch Neiße bedrohte. Mit seinem prinzlichen Zögling verließ er Neiße und bereiste die fürstlichen Schlösser von Böhmen und Schlesien. Zu Weihnachten

aber war er mit seinem Zögling nach Oels gelangt und hatte hier für längere Zeit seinen Aufenthalt im Herzogsschlosse genommen. So benutzte er denn die willkommene Muße, um seinen brieflichen Verpflichtungen nachzukommen. Hier finden wir ihn am zweiten Ostertag (13. April) 1517 in einem kleinen Turmzimmer, von dem aus man weit über die grünen Wälder, die Oels damals rings umgaben, hinwegschauen kann, eifrig mit Schreiben beschäftigt. Herrlich an Leib und Seele hat sich der junge Mann entwickelt, seitdem wir in Neiße von ihm Abschied genommen. Reinheit der Seele und Adel der Gesinnung strahlt ihm aus den freundlichen, mildblickenden Augen, Bescheidenheit und feine Zurückhaltung, die ihm die Herzen seiner fürstlichen Gönner gewann, ziert ihn. — Da war ein Brief von dem ihm von früher her befreundeten Georg Burkhardt (nach seinem Heimatsort, Spalt bei Nürnberg, Spalatinus genannt) aus Wittenberg eingelaufen. Spalatin war Hofprediger des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen. Letzterer hatte eine besondere Vorliebe für Reliquien; seine Schloßkirche in Wittenberg war damit angefüllt, und immer noch ließ er nach solchen Schätzen suchen, nicht ahnend, daß wenige Monate darauf durch die Hammerschläge des Augustinermönches Martinus an die Schloßkirche zu Wittenberg die ganze Herrlichkeit erschüttert und für immer vernichtet werden sollte. Spalatin hatte sich im Auftrage seines Kurfürsten an Heß gewandt, um durch seine Vermittelung vom schlesischen Bischof Reliquien der h. Hedwig, der Schutzheiligen Schlesiens und Gründerin des Klosters in Trebnitz, zu erlangen. Im übrigen verband beide die ihnen gemeinsame Vorliebe für Geschichte und Altertumswissenschaft. Heß hatte angefangen, die Geschichte Schlesiens zu schreiben, und dazu das bischöfliche Archiv, alle Denkmäler und die mündlichen Mitteilungen älterer Leute fleißig benutzt. Spalatin schrieb die Geschichte des kurfürstlich-sächsischen Hauses, das mit den schlesischen Herzögen, auch mit dem von Münsterberg-Oels durch Heiraten in verwandtschaftliche Beziehungen getreten war. Also auch in diesen Studien wünschte Spalatin Hessens Unterstützung und mancherlei genealogische Notizen. Ein langer und inhalts-

reicher Brief war es daher, den Heß seinem Freunde an jenem zweiten Osterfeiertage schrieb. Wir entnehmen demselben folgende bezeichnende Stellen: „Schon den achten Monat bin ich auf Reisen, mein l. Br. Spalatin, seitdem ich aus Furcht vor der Schlesiens Gaue verheerenden Pest mit meinem erlauchten Prinzen Joachim den Bischofshof verlassen habe. Auf den Schlössern Böhmens und Schlesiens umherziehend, habe ich in dieser Zeit den Verkehr mit Menschen und die Gespräche mit Freunden fast ganz entbehren müssen, so daß die Meinigen mich mit Recht für tot hätten halten können. — Wenn ich aber überhaupt je gelebt habe, so habe ich in dieser Zeit gelebt. Im engsten Verkehr mit der heiligen Schrift habe ich, o guter Jesus, mit welcher Ruhe der Seele und reichlicher Muße Christi Evangelien, Pauli fromme Vorschriften und Davids Gesänge durchlesen, um die christliche Frömmigkeit zu finden und zu erkennen.“ Den großen Bibelfolianten, aus dem Heß damals gelesen, besitzen wir noch; es ist ein von Erasmus 1516 im Urtext herausgegebenes Neues Testament nebst danebenstehender lateinischer Uebersetzung und einem umfangreichen Anhang, der Bemerkungen und Erläuterungen enthält. Heß hatte dieses Buch in Wien 1516 für zwei Goldgulden gekauft. Doch laßt uns weiter lesen: „Die großen Werke des Hieronymus erwarte ich täglich mit brennendem Verlangen, denn ich weiß nicht, was sonst mir zur Glückseligkeit und rechtschaffnen Studien noch fehlen könnte, wenn mir nicht die für das Lesen so angenehme Ruhe etwa fehlen möchte. Denn ich fürchte, ja ich sehe schon den Sturm herannahen, daß Ehrwürden mich aus diesem Leben zum Tode rufen wird, nämlich zum Staube und unwillkommenen Gelärm des Hofes, den ungerechten Gönnerschaften, den Ränken, Kniffen, Schmeicheleien und anderen Begleitern des elenden Hoflebens. Ich jedoch denke über die Freiheit wie ein entlaufener Sklave. O möchte der gütige Gott mir die Freiheit des Leibes und der Seele schenken, welche ich erlangt zu haben meine, wenn ich mit dir in Wittenberg leben würde! Unser ehrwürdiger Bischof und mein Vater selber haben Rom als Zielpunkt ins Auge gefaßt, damit

ich dort lernen soll, verwickelte Knoten zu lösen, kirchliche Würden, um's gerade heraus zu sagen, zu verschachern, ja alles Heilige zu entweihen, doch das alles freilich nicht ohne päpstliche Genehmigung! Reich genug ist in dieser Welt, wer seinen Sinn in den Reichtum und den Schatz Christi versenkt; deswegen begehre ich nach Wittenberg und meine, daß diese Universität mehr als genüge, um die Kenntnis des päpstlichen Rechtes zu lernen. Die praktische Kenntnis, die kuriale und die konsistoriale, wie die Unsrigen sagen, habe ich schon erkannt: nämlich den Nächsten betrügen mit allerlei heimlichen Vorbehalten, Erbschleicherei treiben, das Patronatsrecht verwirren, um den Besitzer zu betrügen, und tausend andere Teufeleien dieser Praxis." Er entwickelt nun weiter einen Plan, wie er's fertig bekommen will, nach Wittenberg zum weiteren Studium zu gelangen und von Rom verschont zu bleiben. Er habe bereits dem Herzog vorgestellt, daß er mit seinem Zögling weder Italien noch Rom besuchen könne, weil dort Krieg und Pest wüten, aus demselben Grunde aber könne er auch nicht in Buda, der Hauptstadt des ungarischen Reiches, bleiben, in welcher Karl als Vormund des jungen Königs Ludwig des öfteren sich aufhielt; er schlage daher Wittenberg vor. Dort hätten seiner Zeit auch Fürstensöhne geweilt, nämlich die Herzöge von Lüneburg und die Pfalzgrafen vom Rhein. Der Herzog habe den Vorschlag in Erwägung gezogen, aber noch nicht definitiv sich entschieden.

Ist nun aber auch der Wunsch, seinen Prinzen Joachim nach Wittenberg führen zu dürfen, ihm nicht erfüllt worden, so wurde wenigstens ihm selbst im Sommer 1517 ein Besuch daselbst und in Erfurt, wo Lange jetzt Prior und Lehrer an der Universität war, möglich. Freundschaftlich verkehrte er hier auch mit dem gefeierten Humanisten und Dichter Eobanns Hesse, welcher für Reuchlin gegen die Mönche gekämpft und sich an den Briefen der Dunkelmänner, in denen das Treiben der Klosterinsassen aufs bitterste verspottet wurde, beteiligt hatte, und um welchen Heß einen regsamen Kreis Gleichgesinnter geschart fand. Auch bei Mutian in Gotha verweilte er einige

Tage. Bereits Ende September kehrte er nach Oels zurück; dort treffen wir ihn noch am 22. Dezember 1517, einen ausführlichen Brief an seinen hohen Gönner und väterlichen Freund, den berühmten Patrizier und Ratsherrn, Herrn Willibald Pirkheimer in Nürnberg, einen der leuchtendsten Sterne am Himmel der damaligen Gelehrtenwelt Deutschlands, schreibend. Der Besuch bei seinen humanistischen Freunden muß denn doch wohl das bisherige Widerstreben gegen eine Reise nach Italien in Heß gehoben, ihn vielmehr dorthin gezogen haben; denn bereits am 6. Januar 1518 wurde er in Bologna, der altberühmten Juristenuniversität Oberitaliens, durch Aufnahme unter die Studenten „der germanischen Nation“ Bürger der dortigen Universität. Binnen vierzehn Tagen hatte er die so weite Reise von Oels nach Bologna ausgeführt, ein Zeichen von ungemeiner körperlicher Rüstigkeit und Gewandtheit; denn nur ein sehr tüchtiger Reiter konnte, falls er ununterbrochen zu Pferde saß, in dieser kurzen Zeit jenen langen Weg zurücklegen. In Bologna, später in Ferrara und in Rom studierte er fleißig Rechtswissenschaft, die schönen Wissenschaften und auch Theologie; als Beschluß seiner Studien wurde er, zusammen mit Johannes Jäger aus Dornheim, einem treuen Jünger des Mutianischen Freundeskreises und dort Crotus Rubeanus genannt — wahrscheinlich in Ferrara zum Doktor der Theologie promoviert und empfing in Rom am 27. März 1519 die Diakonatsweihe. Die Gunst seines Bischofs hatte ihm zu seinem Neißer Kanonikat noch eins am Domstift der h. Hedwig in Brieg und eins an der Kreuzkirche in Breslau hinzu verliehen und ihm dadurch reichlich die zum Studium in Italien nötigen Mittel gegeben. Was Italien an Wissensschätzen ihm bieten konnte, was an kostbaren Klassikerausgaben damals bei Frobenius in Basel erschienen, das eignete er sich daher auch reichlich an und legte zu seiner nachmals so berühmten und großen Bibliothek in Italien den ersten Grund. Auf dem Rückwege aus Italien zog er sich beim Uebersteigen der bereits in tiefen Schnee gehüllten Alpen eine Verletzung des linken Fußes zu. Da der Fuß unterwegs keine Pflege erfahren, schwoll er sehr an; die erste Nacht, die Heß zu-

rückgekehrt im Elternhause zu Nürnberg verbrachte, war schlaflos bei großen Schmerzen und Fieber. Es war der 4. November 1519. Die tags darauf herbeigerufenen Aerzte ordneten zehntägigen Zimmerarrest an; eine schlimme Geduldsprobe für den feurigen, jungen Dr. Heß, der darauf brannte, seine vielen Jugend-, Schul-, Universitäts- und sonstigen Freunde wiederzusehen und mit ihnen anregende Gespräche zu führen, und nun mußte er krank, ans Zimmer gebannt auf dem Ruhebette liegen. Indes, die Lage gestaltete sich für ihn angenehmer, als er anfangs gefürchtet. Sobald die Nachricht seiner Ankunft sich verbreitet hatte, kamen die Freunde herbei, ihn aufzusuchen. Da ist zuerst zu nennen der ehrwürdige Prior des Nürnberger Augustinerklosters, Wenzeslaus Link, Luthers vertrauter Freund und Begleiter, als dieser am 18. August vor dem Kardinal Cajetan in Augsburg zum erstenmal erscheinen mußte; auch hatte er ihm dazu seine neue Kutte geborgt; er hatte ihn auf seinem schweren Gange begleitet und war Zeuge gewesen der denkwürdigen Unterredung Cajetans und Luthers; ferner Adalrich Pinder, mit dem Heß in Wittenberg während seiner Studienzeit eine Zeit lang zusammen gewohnt und juristische Studien getrieben hatte; ferner der Ratssyndikus Dr. Christoph Scheurl, ehemals Professor der Rechtswissenschaft auf der Universität Wittenberg; ferner der fromme Ratsschreiber Lazarus Spengler, der erste, der in Nürnberg mit einer öffentlichen Kundgebung für Luther hervorgetreten war; ferner die Patriziersöhne, drei Gebrüder Geiber, mit denen Heß einige Zeit in Bologna zusammen gewesen, und ihr Erzieher, der Schulmeister von St. Lorenz, Johannes Dobereck, genannt Cochlaeus, später Domherr in Breslau und als solcher Hesses erbittertster Gegner, damals aber mit ihm noch in Freundschaft. Schmerzlich wird einer vermißt, der Meister der jungen Gelehrtenschar: der Ratsherr Wilibald Pirkheimer, der Onkel der jungen Geiders; derselbe, am Podagra erkrankt, war selbst ans Zimmer gefesselt, aber manch Brieflein zwischen ihm und Heß wurde gewechselt. An den gefeierten älteren Bruder schmiegt sich in schwärmerischer Zärtlichkeit sein jüngster, wohl damals erst 14 Jahre

zählender Bruder Marcus und lauscht emsig den anregenden Gesprächen und Scherzen der geistvollen Männer. Auch er sehnte sich hinaus in die bewegte Welt; der Bruder nahm ihn mit und gab ihn später zu Melanchthon nach Wittenberg in Pension; er widmete sich dann der Medizin.

O wieviel haben sich die Freunde zu erzählen: von Italien und seinen Kunstschätzen, von den vielen herrlichen Klassikerausgaben, die in Venedig und Basel erschienen sind, von der Zukunft des deutschen Reiches, und was von dem kürzlich zum Kaiser erwählten jungen König Karl von Spanien, dem Enkel des zu Anfang des Jahres verstorbenen Kaisers Maximilian, wohl zu erhoffen sei. Er war noch nicht in Deutschland gewesen, aber Großes erwartete man von ihm! Vor allem aber bewegten sich die Reden um Martin Luther, den kühnen Helden, der es gewagt, so mutig auszusprechen, was alle Welt fühlte, aber noch nicht offen zu sagen wagte, daß die Kirche verderbt sei an Haupt und Gliedern und eine völlige Erneuerung not thue, wenn nicht die Christenheit ins nackte Heidentum zurückfallen wolle. Auf der Reise nach Augsburg war er durch Nürnberg gekommen und hatte sowohl auf der Hin- wie Rückreise im Augustinerkloster gerastet. Und nun erst die Leipziger Disputation vom Juni dieses Jahres! Luthers Gegner, Dr. Johann Eck, rühmte sich in übermütigster Weise seines vermeintlichen Sieges und hatte, als er im August bei der Hochzeit seines Freundes Dr. Scheurl mehrere Tage in Nürnberg geweilt, durch sein ausschweifendes Leben, die Roheit seiner Sitten und das Uebermaß seiner Prahlereien sich so gründlich verhaßt gemacht, daß Pirkheimer, ohne seinen Namen zu nennen, eine mit beißenden, oft recht derben Witzen geschriebene Komödie: „Der gehobelte Eck“ verfaßt hatte, die mit ungeheurem Jubel in der von Tag zu Tag wachsenden Schar der Martinianer (d. i. Anhänger M. Luthers) gelesen und besprochen wurde. Es war dafür gesorgt, daß dem Rekonvaleszenten die Zeit nicht lang wurde; oft bis weit über Mitternacht hinaus saßen die Freunde zusammen. Etwa am 20. November brach Dr. Heß von Nürnberg auf und machte sich auf den Weg nach dem heißersehnten Wittenberg. Denn Luther zu hören, das

hatte ihn bewogen, seinen Aufenthalt in Italien früher zu beenden, als seine schlesischen Gönner, der Bischof und Herzog Carl, gewünscht. Letztere vermuteten ihn noch tief in Italien, während er bereits wohlgemut in Wittenberg weilte, die alten Freunde Spalatin, Luther und andere mit Jubel begrüßend und neue liebe Freunde findend. Unter den letzteren ist vor allem der junge Magister Philipp Melanchthon zu nennen. Dieser hatte begonnen über den Römerbrief zu lesen. Heß wurde sein treuester Zuhörer, und wenige Wochen genügten, eine innige niegetrübte Freundschaft zwischen beiden Männern herzustellen. Einen anderen berühmten Schulmann, einen Schlesier aus Troitschendorf bei Goldberg, lernte Heß jetzt in Wittenberg kennen: den Valentin Friedland, als Trotzendorf und Goldbergs größter Rektor später weit über Schlesiens Grenze hinaus gerühmt. Auch seinen liebsten Lehrer aus ehemaliger Leipziger Universitätszeit (1505—1510) Rhagius Aesticampianus, fand Heß in Wittenberg als Greis wieder. Bald nach Neujahr mußte sich Heß von seinem geliebten Wittenberg losreißen, um nach Schlesien zurückzukehren, aber sein Herz blieb lebenslang dort, und bis zu seinem Tode dauerte der Briefwechsel mit Luther und Melanchthon (besonders mit letzterem) fort, zu dem dieser letzte Besuch den ersten Anlaß gegeben.

Heß wurde in Breslau Anfang Juli 1520 zum Priester geweiht und vom Bischof Jakob von Salza, dem Nachfolger des am 2. August 1520 verstorbenen Bischofs Turzo, zum Domprediger berufen.

Der Augenblick schien hiermit gekommen, wo er für die Ueberzeugungen, in welchen er den Wittenbergern sich anschloß, auch öffentlich seine Person einzusetzen hatte. Allein bald nach seinem Wiedereintreffen in Schlesien hatte er doch auch schon zu klagen über Anfeindungen, welche seine evangelische Gesinnung ihm zuzog, nachdem noch früher, um der ihm verliehenen Pfründen willen, Eifersucht und Neid sich gegen ihn erhoben hatte. Ueber Luther war das schärfste Urteil der Kirche veröffentlicht, der Bann ausgesprochen. Es fragte sich, ob Heß jetzt auch offen für seine neuerrungene Ueberzeugung einzutreten, seine äußere

Stellung aufs Spiel zu setzen, den Gefahren Trotz zu bieten wagen werde. Da setzte er wirklich einige Zeit den Verkehr mit Wittenberg aus und suchte bis auf weiteres eine sichere Stätte für seine Thätigkeit in Oels bei seinem alten Patron, dem Herzog von Münsterberg. Es war trotz der Schüchternheit, mit welcher Heß in Breslau seine reformationsfreundlichen Gesinnungen an den Tag legte, zu einem scharfen Konflikt zwischen ihm und seinen Kollegen am Dom, ja endlich auch dem Bischof selber gekommen. Den Herzog dagegen fand er jetzt den evangelischen Einflüssen entschiedener zugeneigt. Heß verkündigte als Hofprediger des Herzogs das Evangelium; Luther vernahm mit Freuden von ihm, daß er ein Evangelist geworden sei. Indes auch in Oels fand sich Heß gar bald in seiner Wirksamkeit gehemmt. Der Herzog seinerseits scheute aus politischen Gründen jedes offene Kundgeben seiner Gesinnungen gegen Rom.

Da wurden, wohl zu Anfang des Jahres 1522, gleichzeitig die beiden Breslauer Geistlichen, Heß und sein Freund Dominikus Sleupner oder Schleupner, ein geborner Schlesier, den Bischof Turzo in Wittenberg hatte studieren lassen und der Kanonikus an Maria Magdalena in Breslau und Rat des Bischofs war, für die erledigte Predigerstelle an St. Sebaldus in Nürnberg vorgeschlagen. Beide reisten auf Einladung des Rats und der Pröpste dorthin und hielten auf der Nürnberger Kanzel ihre Probepredigt. Da man schwankte und Luther um Rat anging, riet dieser, man möge den Nürnbergern den geborenen Schlesier Schleupner, den Breslauern den geborenen Nürnberger Heß geben, unter Berufung auf das Wort von dem Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gelte. Am 21. März 1522 wurde die Sache fest gemacht und Schleupner gewählt.

Heß sollte eben jetzt zu seinem wahren Lebensberufe übergehen, welcher ihm in Schlesien zugewiesen war.

Der Rat der Stadt Breslau hatte sich seit Jahren bei den kirchlichen und weltlichen Behörden erfolglos bemüht, für das Pfarramt von St. Maria Magdalena, das seit 1517, seit dem Ableben des Pfarrers Oswald Winkler von Straubingen, nicht mehr ordnungsmäßig besetzt, sondern durch verschiedene Mietspfarrer bezw. Pfarrpächter verwaltet

worden war, deren ungeistlicher, geldgieriger Sinn großes Aergernis anrichtete, wieder einen richtigen und tüchtigen Pfarrer zu erhalten. Da entschloß sich der Rat, selbst einen solchen zu wählen, und ließ am 20. Mai 1523 einen Ruf nach Nürnberg an Heß abgehen. In dem Schreiben wurde ihm mit den ehrendsten Worten und unter der Versicherung, daß die ganze Breslauer Gemeinde einstimmig ihn zum Prediger wünsche, das Amt eines Predigers des göttlichen Wortes („ein Predigtstuhl allhie") angetragen. Damit war Heß noch nicht zum Pfarrer berufen, sondern in das an Magdalena seit alter Zeit her bestehende Amt eines stellvertretenden Pfarrers, der den Titel praedicator verbi divini — Prediger des göttlichen Wortes führte. Erst nachdem Heß für dieses Amt vom Bischof selber empfohlen und zur Annahme veranlaßt worden, that der Rat den letzten Schritt und wünschte, daß Heß Pfarrer und Prediger in einer Person würde, der bisherige Inhaber der Pfarrstelle, der Magister Joachim Cyris, Mitglied der Domgeistlichkeit, also sein Amt niederlege.

Das zu verhüten war die Domgeistlichkeit durchaus entschlossen; sie versagte, trotzdem der Bischof es wünschte, einer Bestallung (Investitur) des Heß die Zustimmung. Allein ohne Rücksicht hierauf wurde Heß am 21. Oktober durch den Rat als Pfarrer in die Magdalenenkirche feierlich eingeführt. Damit war die alte kirchliche Ordnung durchbrochen; der weltlichen Obrigkeit war das Hüter- und Wächteramt über die Kirche zuerkannt. „Es ist das ein Hergang, der wohl einzig dasteht in der deutschen Reformationsgeschichte, und ebenso das Verhältnis, in welchem auch nachher noch die evangelischen Kirchen Breslaus zu ihrem Bischof verblieben." (Köstlin) Am 25. Oktober (21. Sonnt. n. Trinit.) hielt Heß vor einer großen Volksmenge seine Antrittspredigt.

II.

So hatte die Reformation in der wichtigsten Stadt Schlesiens einen festen, großen Halt und Mittelpunkt gefunden und war in der Predigt, dem Pastorate und der kirchlichen Einrichtung für die Stadt zur öffentlichen

Anerkennung mit [illegible] Verständnis gelang. Es war jedoch unmöglich, eine [illegible] Stellung, wie solche der neue Breslauer Posten [illegible] bot, deinen. Der junge Mann mochte schweren, auf welche Art und wie lange er dort würde haben bleiben können. Kurz zu sagen war, daß der Gedanke, mit Hus gegen das bevorstehende Unglück Front zu machen, erfolgt sei und daß [illegible] de Universität und mit ihr verbrüderliche brüderliche Kommunion seiner von Hus vollzogenen Absage fehle. Daß letzterer damit von Anfang an in an sein Lebensende treu zu seinem erwählten Prinzipien und führte die schwierigen und verwickelten politischen Verhandlungen mit dem böhmischen Könige, dem Letzteren Ferdinand von Oesterreich, der aufs ernstlichste die Verfreibung aller evangelischen Prediger verlangte, mit welchen Erfolge, daß Heß in der That so unangefochten wie selten ein evangelischer Prediger damaliger Zeit leben konnte. Es [illegible] imat von vornherein nötig, die Grundlagen festzustellen, auf denen das verbesserte Kirchenwesen sich aufbauen sollte und nachzuweisen, daß es dieselben seien, auf denen die Kirche begründet und bisher trotz mancherlei Irrungen erhalten sei. Dazu schritt Heß alsbald, nachdem er sein Pfarramt angetreten hatte. Besuchen wir am 23. April 1523 Sonntagsmorgens, im Geist die Dorotheenkirche, welche damals den Augustinermönchen gehörte. Sie ist überfüllt, Kopf an Kopf steht das Volk und drängt sich fort und fort durch die weitgeöffneten Thüren. Denn heute will Dr. Heß seine Antithesen [illegible], welche seit Februar bekannt gegeben worden und alle Welt beschäftigten, nicht nur lateinisch, wie in den vielen Disputationen der vorigen Tage (20—22. April) gethan, sondern deutsch legen, jedermann verteidigen und [illegible] von all den drei Tagen vorher sieht er [illegible] Antithesen, [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]

gegnerischer Seite, nämlich von den Dominikanermönchen des Adalbertklosters: Leonhard Czipser, Dr. Martin Sporn, Professor der Theologie, Martin Scheiter, dem Prior, Andreas Schmidt, Prediger in Schweidnitz, erwidert worden, noch einmal lichtvoll und klar widerlegt. Hessens Thesen, 22 an der Zahl, betrafen das Wort Gottes, das Hohepriestertum Jesu und die Ehe. Sie waren nicht nur an Luther, sondern auch an Zwingli nach Zürich zur Begutachtung eingesandt worden und hatten bei beiden Reformatoren freudige Zustimmung und bis weit nach Frankreich hinein Verbreitung gefunden. Sie bewegen sich nur in biblischen Ausdrücken, vermeiden den Gebrauch reformatorischer Schlagworte; in der That aber bekennen sie sich zu den beiden großen Grundprinzipien der Reformation: 1. Die Schrift allein Richtschnur und Regel für Glauben und Leben; 2. die Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Klarheit und Entschiedenheit einerseits, weises Maßhalten und Besonnenheit andrerseits zeichnen diese Thesen aus, wie überhaupt diese schönen Eigenschaften Heß in hohem Grade eigen und für sein reformatorisches Wirken bestimmend waren. Ueber seine Grundsätze und die Weise, in welcher er sie verwirklichen wolle, spricht er sich in folgenden bezeichnenden Worten aus: „Wir Pfarrherrn und Prediger sind wie die Fuhrleute, die nicht fahren müssen, wohin sie kommen wollten, sondern auf Pferd und Wagen sehen, wie weit sie kommen können! Ein Artikel ist es, auf dem wir immer stehen müssen: die Rechtfertigung des Glaubens. Das Uebrige ist mir unwesentlich, was nicht direkt gegen diesen Artikel streitet. Wenn uns die Rechtfertigung des Glaubens gepredigt wird, so fallen von selbst hin das Vertrauen auf die Werke und den Ablaß. Wenn das Verdienst Christi treulich gepredigt wird, fallen von selbst die Fürbitte und das Verdienst der Heiligen. Wenn treulich die Größe der Gnade Gottes durch den Glauben an Christum gepredigt wird, werden von selbst hinfallen das Fegefeuer und die Reliquien u. s. w.“ Das hatte er selbst erprobt und erfahren. Denn am Sonntag Quasimodogeniti 1525 schaffte er mit Genehmigung des Rates ohne Aufruhr und Rumor ab: das Anbeten und

die Verehrung der Bilder, die Prozession mit dem Sakrament Vigilien, Seelenmessen, Reliquien, Anniversarien (Jahresfeste), Weisung des Heiligtums, Weihung des Wassers, Gewürzes, Salzes, der Kräuter. Man fing an deutsch zu taufen. Allen Priestern ward erlaubt, in den Ehestand zu treten. Heß selbst verheiratete sich am 8. Septemter 1525 mit Anna Jopner, ältesten Tochter des Ratsherrn Stephan Jopner.

Ein ganz besonders schönes Gedächtnis hat sich Heß als Breslauer Reformator schon von seinen ersten Jahren her durch seine Wirksamkeit für die Armen gesetzt. Schon gleich nach seinem Amtsantritte wurden an den städtischen Hauptkirchen Opferkasten für die Armen aufgestellt. Noch aber lagen vor allen Kirchenthüren Bettler, und Heß ermahnte vergeblich die Obrigkeit, Abhülfe zu schaffen. Da unterließ er 1525 an einigen Sonntagen das Predigen. Vom Rate deshalb befragt, erwiderte er: Sein lieber Herr Jesus Christus liege vor der Kirchenthür; er möchte über ihn nicht schreiten. Hierauf wurde jedem, der arbeiten könne, das Betteln verboten; die Bedürftigen und Würdigen aber wurden am 8. Mai in der Magdalenenkirche versammelt, von Aerzten und Ratsherrn besichtigt und in die städtischen Spitäler eingewiesen. Täglich wurden, wie vom Jahre 1526 berichtet wird, in den sieben städtischen Spitälern über 500 Arme versorgt. Ueber 400 erhielten außerhalb derselben Unterstützung an Brot, Kleidern, Hauszins ꝛc. Ueber das ganze Armenwesen wurde vom Magistrat ein Ausschuß gestellt, an dessen Spitze Heß stand. Dieser machte sich namentlich auch verdient um den Bau des großen Hospitals zu „aller Heiligen" im Jahre 1526; auf sein Anregen war jedermann dazu zu helfen willig; der eine gab Steine, der andere Holz, Eisen ꝛc. Heß legte am 27. Juli den Grundstein. Die Arbeitsleute arbeiteten umsonst und so fleißig, daß der Bau binnen zehn Wochen in den vier Mauern stand. Auch die fremden Arbeiter, dergleichen z. B. aus Polen jährlich viele in die Ernte kamen, wurden nicht vergessen. Fast 1100 solche waren im Jahre 1529 zu früh für die Ernte erschienen, da erhielten sie von der Stadt Speise und Geld, und Heß ließ ihnen durch einen Kaplan polnisch

predigen. Besondere Fürsorge erforderten die Epidemieen (oder Pesten), welche von Zeit zu Zeit ein erschrecklich großes Sterben in Breslau anrichteten, so namentlich in den Jahren 1523 und 1542. Ueber das Verhalten in der Pest verfaßte Luther für Heß und seine Mitdiener am Evangelium auf ihr Ansuchen im Jahre 1527 das Büchlein: „Ob man vor dem Sterben fliehen möge."

So weit hatte Heß gewirkt, bevor ihm ein selbstthätiger, ihn ergänzender Mitarbeiter an der andern Hauptkirche zur Seite trat. Am 18. Mai 1525 ließ der Rat den Ruf als Pfarrer zu St. Elisabeth, über welche Kirche er sich zuvor das Patronat erworben hatte, an den ihm schon von früher her als Lehrer der Magdalenenschule bekannten und mit Heß nahe befreundeten, jetzt in Wittenberg befindlichen Ambrosius Moibanus[1]) (Meyen, Sohn eines Breslauer Schuhmachers) ergehen; zugleich forderte er ihn auf, sich zuvor noch die theologische Doktorwürde zu erwerben. Moiban nahm den Ruf an und wurde unter Justus Jonas Dekanat zum Lizentiaten und Doktor promoviert. Darauf schickte ihm der Rat mit einem Schreiben vom 11. Juli Roß und Wagen für die Reise zu. Luther gab ihm nach Breslau einen vom 19. Juli datierten Brief mit. Eingetreten in sein Amt ist Moiban am 3. August, von Heß mit Freuden begrüßt.

In Moiban war namentlich auch eine Kraft für die Leitung des Schulwesens gewonnen. Die Oberaufsicht über die Schulen wurde beiden Geistlichen und einigen Ratsherrn übertragen, die innere Einrichtung derselben speziell dem Moiban und seinem Freunde Metzler, dem früheren Leipziger Professor und nachmaligen Breslauer Ratsherrn und Landeshauptmann. Der Unterricht war unentgeltlich für alle einheimischen Kinder. Die armen Schüler erwarben sich Unterhalt durch Singen im Chor und vor den Thüren der Einwohner, und nur solchen, welche die Schule besuchten, wurde dieses Singen noch gestattet. Während mit dem Singen noch ein Bettelgehen verbunden war, wurden später,

[1]) Vgl. Nr. 34 der größeren Vereinsschriften: Dr Ambrosius Moibanus von Konrad, P.

nach einem Antrage des Heß, bei jeder Kirche 24 Schüler in der Weise als Chorsänger angenommen, daß man sie auch mit Kost versorgte und ihnen dafür das Betteln untersagte. Man hoffte durch Unterstützung solcher Armen besonders künftige Dorfpfarrer heranzubilden. Für die Gereiften wurden aus den frommen Stiftungen Stipendien gebildet, um sie auswärts studieren zu lassen; ihrer hat Heß sich auch persönlich sehr angenommen; so z. B. des Johann Kraft oder Crato, den Luther in Wittenberg in sein Haus und an seinen Tisch nahm, und der hernach als kaiserlicher Leibarzt berühmt wurde. Heß setzte dabei, wenn auch mit längeren Unterbrechungen, seine schon früher angefangenen Vorlesungen über alttestamentliche Bücher in lateinischer Sprache und nach einem lateinischen Texte fort. Nach dem Prediger Salomonis behandelte er das fünfte Buch Mose, den Jesaja und den Psalter bis zum 22. Psalm. Zum Auditorium diente ihm ein Lokal bei der Magdalenenkirche, sowie den Lehrern der andern Schule eins bei der Elisabethkirche. Die Vorträge, welche an jenen beiden Orten eben noch für die Reiferen und weiter noch für andere Gebildete gehalten wurden, erstreckten sich auch auf lateinische und griechische Klassiker, sowie auf das Hebräische. Man wünschte, wiewohl vergeblich, in der Stadt auch Vorlesungen in der Medizin und andern Fakultäten einrichten zu können. Im Geiste und für die Zwecke der Reformation wurde nichts Geringeres erstrebt, als den Mangel einer Universität, deren Gründung schon zu Anfang des Jahrhunderts in Breslau beabsichtigt worden war, mit allen Kräften zu ersetzen. Daneben übrigens wünschte man auch niedere Schulen für den Unterricht im Schreiben und in der deutschen Sprache herzustellen. Es war besonders das Verdienst dieser Breslauer Männer, wenn Melanchthon 1558 bezeugen konnte: Kein anderer deutscher Stamm habe mehr in der ganzen Philosophie bewanderte Männer; nirgends in Deutschland lernen und verstehen mehr Leute aus dem Volk die Wissenschaften als hier. Viele Lehrer in den Städten seien der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache kundig und bekennen dazu eine reine Frömmigkeit; ein freigebiger Rat befördere in Breslau

das Studium der Wissenschaften und Künste. — Es wurden hier die Grundlagen einer Bildung gelegt, durch welche die bekannten Einwirkungen Schlesiens auf die gesamte deutsche Litteratur ein Jahrhundert später möglich geworden sind. Zugleich hatte namentlich Heß bei seinen Vorlesungen auch die benachbarten slavischen Lande im Auge. Um der Polen willen, bemerkt er einmal, gebraucht er die lateinische Sprache für seine Vorträge.

Dem fröhlichen Gedeihen des evangelischen Lebens drohte eine große Gefahr in dem Auftreten der Schwenkfelder (Kaspar von Schwenkfeld, auf Ossig bei Lüben, wie Heß 1490 geboren) und Wiedertäufer mit ihrer Verwerfung der lutherischen Abendmahlslehre, ihrem Dringen auf den Geist gegenüber den Sakramenten und dem Predigtamt, ihrem Streben nach einer höheren Reinheit und Geistlichkeit der Gemeinde. Gegenüber Schwenkfeld erklärten die beiden Breslauer Pfarrer, sie glaubten statt seiner dunklen, vermeintlich tieferen Auffassung des Abendmahls einfach die Schriftworte festhalten zu müssen. Auf schroffe, scharfe Zuspitzung der eignen Lehrformeln darüber haben sie auch späterhin, bei aller Freundschaft mit Luther und Treue gegen das Luthertum, sich nicht eingelassen. Mit ihrem Wirken durchs Wort verwahrten sie ihre Gemeinden vor jenen Richtungen. Inbetreff der Wiedertäufer riet Luther dem Heß, daß man warte, bis sie sich selbst verrieten, und dann bloß sie ausweise. Weiteres fand auch der Magistrat nicht nötig; Hinrichtungen, wie anderwärts, kamen in Breslau nicht vor, und auch von Ausweisungen erfahren wir nur einzelne Fälle. Daß tumultuarische Störungen katholischer Heiligtümer, blinde Vernichtung der Heiligenbilder und der katholischen Formen des Gottesdienstes hier nirgends hervortraten, daß die mit der Reformation in Schwaben, Franken, am Rhein und in Thüringen zum Ausbruch gekommene wilde soziale Bewegung des Bauernkrieges Schlesien gänzlich fern blieb, darf wohl zum großen Teil dem milden, besonnenen Wirken unsres Heß zugeschrieben werden.

Sehr eigentümlich und auf die Dauer freilich unhaltbar war die Stellung der evangelischen Gemeinden Breslaus zum katholischen Kirchentum und zum Bischof. Nicht bloß

Tage. Bereits Ende September kehrte er nach Oels zurück; dort treffen wir ihn noch am 22. Dezember 1517, einen ausführlichen Brief an seinen hohen Gönner und väterlichen Freund, den berühmten Patrizier und Ratsherrn, Herrn Willibald Pirkheimer in Nürnberg, einen der leuchtendsten Sterne am Himmel der damaligen Gelehrtenwelt Deutschlands, schreibend. Der Besuch bei seinen humanistischen Freunden muß denn doch wohl das bisherige Widerstreben gegen eine Reise nach Italien in Heß gehoben, ihn vielmehr dorthin gezogen haben; denn bereits am 6. Januar 1518 wurde er in Bologna, der altberühmten Juristenuniversität Oberitaliens, durch Aufnahme unter die Studenten „der germanischen Nation“ Bürger der dortigen Universität. Binnen vierzehn Tagen hatte er die so weite Reise von Oels nach Bologna ausgeführt, ein Zeichen von ungemeiner körperlicher Rüstigkeit und Gewandtheit; denn nur ein sehr tüchtiger Reiter konnte, falls er ununterbrochen zu Pferde saß, in dieser kurzen Zeit jenen langen Weg zurücklegen. In Bologna, später in Ferrara und in Rom studierte er fleißig Rechtswissenschaft, die schönen Wissenschaften und auch Theologie; als Beschluß seiner Studien wurde er, zusammen mit Johannes Jäger aus Dornheim, einem treuen Jünger des Mutianischen Freundeskreises und dort Crotus Rubeanus genannt — wahrscheinlich in Ferrara zum Doktor der Theologie promoviert und empfing in Rom am 27. März 1519 die Diakonatsweihe. Die Gunst seines Bischofs hatte ihm zu seinem Neißer Kanonikat noch eins am Domstift der h. Hedwig in Brieg und eins an der Kreuzkirche in Breslau hinzu verliehen und ihm dadurch reichlich die zum Studium in Italien nötigen Mittel gegeben. Was Italien an Wissensschätzen ihm bieten konnte, was an kostbaren Klassikerausgaben damals bei Frobenius in Basel erschienen, das eignete er sich daher auch reichlich an und legte zu seiner nachmals so berühmten und großen Bibliothek in Italien den ersten Grund. Auf dem Rückwege aus Italien zog er sich beim Uebersteigen der bereits in tiefen Schnee gehüllten Alpen eine Verletzung des linken Fußes zu. Da der Fuß unterwegs keine Pflege erfahren, schwoll er sehr an; die erste Nacht, die Heß zu-

rückgekehrt im Elternhause zu Nürnberg verbrachte, war schlaflos bei großen Schmerzen und Fieber. Es war der 4. November 1519. Die tags darauf herbeigerufenen Aerzte ordneten zehntägigen Zimmerarrest an; eine schlimme Geduldsprobe für den feurigen, jungen Dr. Heß, der darauf brannte, seine vielen Jugend-, Schul-, Universitäts- und sonstigen Freunde wiederzusehen und mit ihnen anregende Gespräche zu führen, und nun mußte er krank, ans Zimmer gebannt auf dem Ruhebette liegen. Indes, die Lage gestaltete sich für ihn angenehmer, als er anfangs gefürchtet. Sobald die Nachricht seiner Ankunft sich verbreitet hatte, kamen die Freunde herbei, ihn aufzusuchen. Da ist zuerst zu nennen der ehrwürdige Prior des Nürnberger Augustinerklosters, Wenzeslaus Link, Luthers vertrauter Freund und Begleiter, als dieser am 18. August vor dem Kardinal Cajetan in Augsburg zum erstenmal erscheinen mußte; auch hatte er ihm dazu seine neue Kutte geborgt; er hatte ihn auf seinem schweren Gange begleitet und war Zeuge gewesen der denkwürdigen Unterredung Cajetans und Luthers; ferner Adalrich Pinder, mit dem Heß in Wittenberg während seiner Studienzeit eine Zeit lang zusammen gewohnt und juristische Studien getrieben hatte; ferner der Ratssyndikus Dr. Christoph Scheurl, ehemals Professor der Rechtswissenschaft auf der Universität Wittenberg; ferner der fromme Ratsschreiber Lazarus Spengler, der erste, der in Nürnberg mit einer öffentlichen Kundgebung für Luther hervorgetreten war; ferner die Patriziersöhne, drei Gebrüder Geiber, mit denen Heß einige Zeit in Bologna zusammen gewesen, und ihr Erzieher, der Schulmeister von St. Lorenz, Johannes Dobereck, genannt Cochlaeus, später Domherr in Breslau und als solcher Hesses erbittertster Gegner, damals aber mit ihm noch in Freundschaft. Schmerzlich wird einer vermißt, der Meister der jungen Gelehrtenschar: der Ratsherr Wilibald Pirkheimer, der Onkel der jungen Geiders; derselbe, am Podagra erkrankt, war selbst ans Zimmer gefesselt, aber manch Brieflein zwischen ihm und Heß wurde gewechselt. An den gefeierten älteren Bruder schmiegt sich in schwärmerischer Zärtlichkeit sein jüngster, wohl damals erst 14 Jahre

zählender Bruder Marcus und lauscht emsig den anregenden Gesprächen und Scherzen der geistvollen Männer. Auch er sehnte sich hinaus in die bewegte Welt; der Bruder nahm ihn mit und gab ihn später zu Melanchthon nach Wittenberg in Pension; er widmete sich dann der Medizin.

O wieviel haben sich die Freunde zu erzählen: von Italien und seinen Kunstschätzen, von den vielen herrlichen Klassikerausgaben, die in Venedig und Basel erschienen sind, von der Zukunft des deutschen Reiches, und was von dem kürzlich zum Kaiser erwählten jungen König Karl von Spanien, dem Enkel des zu Anfang des Jahres verstorbenen Kaisers Maximilian, wohl zu erhoffen sei. Er war noch nicht in Deutschland gewesen, aber Großes erwartete man von ihm! Vor allem aber bewegten sich die Reden um Martin Luther, den kühnen Helden, der es gewagt, so mutig auszusprechen, was alle Welt fühlte, aber noch nicht offen zu sagen wagte, daß die Kirche verderbt sei an Haupt und Gliedern und eine völlige Erneuerung not thue, wenn nicht die Christenheit ins nackte Heidentum zurückfallen wolle. Auf der Reise nach Augsburg war er durch Nürnberg gekommen und hatte sowohl auf der Hin- wie Rückreise im Augustinerkloster gerastet. Und nun erst die Leipziger Disputation vom Juni dieses Jahres! Luthers Gegner, Dr. Johann Eck, rühmte sich in übermütigster Weise seines vermeintlichen Sieges und hatte, als er im August bei der Hochzeit seines Freundes Dr. Scheurl mehrere Tage in Nürnberg geweilt, durch sein ausschweifendes Leben, die Roheit seiner Sitten und das Uebermaß seiner Prahlereien sich so gründlich verhaßt gemacht, daß Pirkheimer, ohne seinen Namen zu nennen, eine mit beißenden, oft recht derben Witzen geschriebene Komödie: „Der gehobelte Eck“ verfaßt hatte, die mit ungeheurem Jubel in der von Tag zu Tag wachsenden Schar der Martinianer (d. i. Anhänger M. Luthers) gelesen und besprochen wurde. Es war dafür gesorgt, daß dem Rekonvaleszenten die Zeit nicht lang wurde; oft bis weit über Mitternacht hinaus saßen die Freunde zusammen. Etwa am 20. November brach Dr. Heß von Nürnberg auf und machte sich auf den Weg nach dem heißersehnten Wittenberg. Denn Luther zu hören, das

hatte ihn bewogen, seinen Aufenthalt in Italien früher zu beenden, als seine schlesischen Gönner, der Bischof und Herzog Carl, gewünscht. Letztere vermuteten ihn noch tief in Italien, während er bereits wohlgemut in Wittenberg weilte, die alten Freunde Spalatin, Luther und andere mit Jubel begrüßend und neue liebe Freunde findend. Unter den letzteren ist vor allem der junge Magister Philipp Melanchthon zu nennen. Dieser hatte begonnen über den Römerbrief zu lesen. Heß wurde sein treuester Zuhörer, und wenige Wochen genügten, eine innige niegetrübte Freundschaft zwischen beiden Männern herzustellen. Einen anderen berühmten Schulmann, einen Schlesier aus Troitschendorf bei Goldberg, lernte Heß jetzt in Wittenberg kennen: den Valentin Friedland, als Trotzendorf und Goldbergs größter Rektor später weit über Schlesiens Grenze hinaus gerühmt. Auch seinen liebsten Lehrer aus ehemaliger Leipziger Universitätszeit (1505—1510) Rhagius Aesticampianus, fand Heß in Wittenberg als Greis wieder. Bald nach Neujahr mußte sich Heß von seinem geliebten Wittenberg losreißen, um nach Schlesien zurückzukehren, aber sein Herz blieb lebenslang dort, und bis zu seinem Tode dauerte der Briefwechsel mit Luther und Melanchthon (besonders mit letzterem) fort, zu dem dieser letzte Besuch den ersten Anlaß gegeben.

Heß wurde in Breslau Anfang Juli 1520 zum Priester geweiht und vom Bischof Jakob von Salza, dem Nachfolger des am 2. August 1520 verstorbenen Bischofs Turzo, zum Domprediger berufen.

Der Augenblick schien hiermit gekommen, wo er für die Ueberzeugungen, in welchen er den Wittenbergern sich anschloß, auch öffentlich seine Person einzusetzen hatte. Allein bald nach seinem Wiedereintreffen in Schlesien hatte er doch auch schon zu klagen über Anfeindungen, welche seine evangelische Gesinnung ihm zuzog, nachdem noch früher, um der ihm verliehenen Pfründen willen, Eifersucht und Neid sich gegen ihn erhoben hatte. Ueber Luther war das schärfste Urteil der Kirche veröffentlicht, der Bann ausgesprochen. Es fragte sich, ob Heß jetzt auch offen für seine neuerrungene Ueberzeugung einzutreten, seine äußere

Stellung aufs Spiel zu setzen, den Gefahren Trotz zu bieten wagen werde. Da setzte er wirklich einige Zeit den Verkehr mit Wittenberg aus und suchte bis auf weiteres eine sichere Stätte für seine Thätigkeit in Oels bei seinem alten Patron, dem Herzog von Münsterberg. Es war trotz der Schüchternheit, mit welcher Heß in Breslau seine reformationsfreundlichen Gesinnungen an den Tag legte, zu einem scharfen Konflikt zwischen ihm und seinen Kollegen am Dom, ja endlich auch dem Bischof selber gekommen. Den Herzog dagegen fand er jetzt den evangelischen Einflüssen entschiedener zugeneigt. Heß verkündigte als Hofprediger des Herzogs das Evangelium; Luther vernahm mit Freuden von ihm, daß er ein Evangelist geworden sei. Indes auch in Oels fand sich Heß gar bald in seiner Wirksamkeit gehemmt. Der Herzog seinerseits scheute aus politischen Gründen jedes offene Kundgeben seiner Gesinnungen gegen Rom.

Da wurden, wohl zu Anfang des Jahres 1522, gleichzeitig die beiden Breslauer Geistlichen, Heß und sein Freund Dominikus Sleupner oder Schleupner, ein geborner Schlesier, den Bischof Turzo in Wittenberg hatte studieren lassen und der Kanonikus an Maria Magdalena in Breslau und Rat des Bischofs war, für die erledigte Predigerstelle an St. Sebaldus in Nürnberg vorgeschlagen. Beide reisten auf Einladung des Rats und der Pröpste dorthin und hielten auf der Nürnberger Kanzel ihre Probepredigt. Da man schwankte und Luther um Rat anging, riet dieser, man möge den Nürnbergern den geborenen Schlesier Schleupner, den Breslauern den geborenen Nürnberger Heß geben, unter Berufung auf das Wort von dem Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gelte. Am 21. März 1522 wurde die Sache fest gemacht und Schleupner gewählt.

Heß sollte eben jetzt zu seinem wahren Lebensberufe übergehen, welcher ihm in Schlesien zugewiesen war.

Der Rat der Stadt Breslau hatte sich seit Jahren bei den kirchlichen und weltlichen Behörden erfolglos bemüht, für das Pfarramt von St. Maria-Magdalena, das seit 1517, seit dem Ableben des Pfarrers Oswald Winkler von Straubingen, nicht mehr ordnungsmäßig besetzt, sondern durch verschiedene Mietspfarrer bezw. Pfarrpächter verwaltet

worden war, deren ungeistlicher, geldgieriger Sinn großes Aergernis anrichtete, wieder einen richtigen und tüchtigen Pfarrer zu erhalten. Da entschloß sich der Rat, selbst einen solchen zu wählen, und ließ am 20. Mai 1523 einen Ruf nach Nürnberg an Heß abgehen. In dem Schreiben wurde ihm mit den ehrendsten Worten und unter der Versicherung, daß die ganze Breslauer Gemeinde einstimmig ihn zum Prediger wünsche, das Amt eines Predigers des göttlichen Wortes („ein Predigtstuhl allhie") angetragen. Damit war Heß noch nicht zum Pfarrer berufen, sondern in das an Magdalena seit alter Zeit her bestehende Amt eines stellvertretenden Pfarrers, der den Titel praedicator verbi divini — Prediger des göttlichen Wortes führte. Erst nachdem Heß für dieses Amt vom Bischof selber empfohlen und zur Annahme veranlaßt worden, that der Rat den letzten Schritt und wünschte, daß Heß Pfarrer und Prediger in einer Person würde, der bisherige Inhaber der Pfarrstelle, der Magister Joachim Cyris, Mitglied der Domgeistlichkeit, also sein Amt niederlege.

Das zu verhüten war die Domgeistlichkeit durchaus entschlossen; sie versagte, trotzdem der Bischof es wünschte, einer Bestallung (Investitur) des Heß die Zustimmung. Allein ohne Rücksicht hierauf wurde Heß am 21. Oktober durch den Rat als Pfarrer in die Magdalenenkirche feierlich eingeführt. Damit war die alte kirchliche Ordnung durchbrochen; der weltlichen Obrigkeit war das Hüter- und Wächteramt über die Kirche zuerkannt. „Es ist das ein Hergang, der wohl einzig dasteht in der deutschen Reformationsgeschichte, und ebenso das Verhältnis, in welchem auch nachher noch die evangelischen Kirchen Breslaus zu ihrem Bischof verblieben." (Köstlin) Am 25. Oktober (21. Sonnt. n. Trinit.) hielt Heß vor einer großen Volksmenge seine Antrittspredigt.

II.

So hatte die Reformation in der wichtigsten Stadt Schlesiens einen festen, großen Halt und Mittelpunkt gefunden und war in der Predigt, dem Pastorate und der kirchlichen Einrichtung für die Stadt zur öffentlichen

Anerkennung und bleibenden Herrschaft gelangt. Es war jedoch immerhin eine eigentümliche Stellung, in welcher der neue Breslauer Pfarrer sich befand. Sehr fraglich mußte scheinen, auf welche Art und wie lange er sich darin werde halten können. Nicht zu leugnen war, daß seine Einsetzung ins Amt gegen das bestehende kirchliche Recht erfolgt sei und daß ihm dazu die Investitur und auch eine ordentliche bischöfliche Konfirmation seiner vom Rat vollzogenen Wahl fehle. Doch letzterer stand von Anfang an bis an sein Lebensende treu zu seinem erwählten Pfarrherrn und führte die schwierigen und verwickelten politischen Verhandlungen mit dem böhmischen Könige, dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, der aufs ernstlichste die Vertreibung aller evangelischen Prediger verlangte, mit solchem Erfolge, daß Heß in der That so unangefochten wie selten ein evangelischer Prediger damaliger Zeit leben konnte. Es war von vornherein nötig, die Grundlagen festzustellen, auf denen das verbesserte Kirchenwesen sich aufbauen sollte und nachzuweisen, daß es dieselben seien, auf denen die Kirche begründet und bisher trotz mancherlei Irrtümern erhalten sei. Dazu schritt Heß alsbald, nachdem er das Pfarramt angetreten hatte. Besuchen wir am 23. April 1524, Sonnabends, im Geist die Dorotheenkirche, welche damals den Augustinermönchen gehörte. Sie ist überfüllt, Kopf an Kopf steht das Volk und drängt sich fort und fort noch vor den weitgeöffneten Thüren. Denn heute will Dr. Heß seine berühmten Thesen, welche seit Februar bekannt gegeben worden und alle Welt beschäftigten, nicht nur lateinisch, wie er's die ersten drei Tage (20—22. April) gethan, sondern auch deutsch gegen jedermann verteidigen und erläutern. Wie an den drei Tagen vorher steht er auf einem erhöhten Katheder, rechts und links von ihm sitzen zwei Männer, denen man deutlich ansieht, daß sie zum Gelehrtenstand gehören; es sind Antonius Niger, damals Lehrer des Griechischen am Elisabethgymnasium, vor sich den griechischen Text Neuen Testaments, und Valentin Friedland, genannt Trotzendorf, damals noch in Liegnitz angesessen, vor sich den hebräischen Text Alten Testaments. Heute findet sich kein Opponent mehr, sondern Heß hat das, was ihm von

gegnerischer Seite, nämlich von den Dominikanermönchen des Adalbertklosters: Leonhard Czipser, Dr. Martin Sporn, Professor der Theologie, Martin Scheiter, dem Prior, Andreas Schmidt, Prediger in Schweidnitz, erwidert worden, noch einmal lichtvoll und klar widerlegt. Hessens Thesen, 22 an der Zahl, betrafen das Wort Gottes, das Hohepriestertum Jesu und die Ehe. Sie waren nicht nur an Luther, sondern auch an Zwingli nach Zürich zur Begutachtung eingesandt worden und hatten bei beiden Reformatoren freudige Zustimmung und bis weit nach Frankreich hinein Verbreitung gefunden. Sie bewegen sich nur in biblischen Ausdrücken, vermeiden den Gebrauch reformatorischer Schlagworte; in der That aber bekennen sie sich zu den beiden großen Grundprinzipien der Reformation: 1. Die Schrift allein Richtschnur und Regel für Glauben und Leben; 2. die Rechtfertigung aus dem Glauben allein. Klarheit und Entschiedenheit einerseits, weises Maßhalten und Besonnenheit andrerseits zeichnen diese Thesen aus, wie überhaupt diese schönen Eigenschaften Heß in hohem Grade eigen und für sein reformatorisches Wirken bestimmend waren. Ueber seine Grundsätze und die Weise, in welcher er sie verwirklichen wolle, spricht er sich in folgenden bezeichnenden Worten aus: „Wir Pfarrherrn und Prediger sind wie die Fuhrleute, die nicht fahren müssen, wohin sie kommen wollten, sondern auf Pferd und Wagen sehen, wie weit sie kommen können! Ein Artikel ist es, auf dem wir immer stehen müssen: die Rechtfertigung des Glaubens. Das Uebrige ist mir unwesentlich, was nicht direkt gegen diesen Artikel streitet. Wenn uns die Rechtfertigung des Glaubens gepredigt wird, so fallen von selbst hin das Vertrauen auf die Werke und den Ablaß. Wenn das Verdienst Christi treulich gepredigt wird, fallen von selbst die Fürbitte und das Verdienst der Heiligen. Wenn treulich die Größe der Gnade Gottes durch den Glauben an Christum gepredigt wird, werden von selbst hinfallen das Fegefeuer und die Reliquien u. s. w.“ Das hatte er selbst erprobt und erfahren. Denn am Sonntag Quasimodogeniti 1525 schaffte er mit Genehmigung des Rates ohne Aufruhr und Rumor ab: das Anbeten und

die Verehrung der Bilder, die Prozession mit dem Sakrament Vigilien, Seelenmessen, Reliquien, Anniversarien (Jahresfeste), Weisung des Heiligtums, Weihung des Wassers, Gewürzes, Salzes, der Kräuter. Man fing an deutsch zu taufen. Allen Priestern ward erlaubt, in den Ehestand zu treten. Heß selbst verheiratete sich am 8. Septemter 1525 mit Anna Jopner, ältesten Tochter des Ratsherrn Stephan Jopner.

Ein ganz besonders schönes Gedächtnis hat sich Heß als Breslauer Reformator schon von seinen ersten Jahren her durch seine Wirksamkeit für die Armen gesetzt. Schon gleich nach seinem Amtsantritte wurden an den städtischen Hauptkirchen Opferkasten für die Armen aufgestellt. Noch aber lagen vor allen Kirchenthüren Bettler, und Heß ermahnte vergeblich die Obrigkeit, Abhülfe zu schaffen. Da unterließ er 1525 an einigen Sonntagen das Predigen. Vom Rate deshalb befragt, erwiderte er: Sein lieber Herr Jesus Christus liege vor der Kirchenthür; er möchte über ihn nicht schreiten. Hierauf wurde jedem, der arbeiten könne, das Betteln verboten; die Bedürftigen und Würdigen aber wurden am 8. Mai in der Magdalenenkirche versammelt, von Aerzten und Ratsherrn besichtigt und in die städtischen Spitäler eingewiesen. Täglich wurden, wie vom Jahre 1526 berichtet wird, in den sieben städtischen Spitälern über 500 Arme versorgt. Ueber 400 erhielten außerhalb derselben Unterstützung an Brot, Kleidern, Hauszins ꝛc. Ueber das ganze Armenwesen wurde vom Magistrat ein Ausschuß gestellt, an dessen Spitze Heß stand. Dieser machte sich namentlich auch verdient um den Bau des großen Hospitals zu „aller Heiligen“ im Jahre 1526; auf sein Anregen war jedermann dazu zu helfen willig; der eine gab Steine, der andere Holz, Eisen ꝛc. Heß legte am 27. Juli den Grundstein. Die Arbeitsleute arbeiteten umsonst und so fleißig, daß der Bau binnen zehn Wochen in den vier Mauern stand. Auch die fremden Arbeiter, dergleichen z. B. aus Polen jährlich viele in die Ernte kamen, wurden nicht vergessen. Fast 1100 solche waren im Jahre 1529 zu früh für die Ernte erschienen, da erhielten sie von der Stadt Speise und Geld, und Heß ließ ihnen durch einen Kaplan polnisch

predigen. Besondere Fürsorge erforderten die Epidemieen (oder Pesten), welche von Zeit zu Zeit ein erschrecklich großes Sterben in Breslau anrichteten, so namentlich in den Jahren 1523 und 1542. Ueber das Verhalten in der Pest verfaßte Luther für Heß und seine Mitdiener am Evangelium auf ihr Ansuchen im Jahre 1527 das Büchlein: „Ob man vor dem Sterben fliehen möge."

So weit hatte Heß gewirkt, bevor ihm ein selbstthätiger, ihn ergänzender Mitarbeiter an der andern Hauptkirche zur Seite trat. Am 18. Mai 1525 ließ der Rat den Ruf als Pfarrer zu St. Elisabeth, über welche Kirche er sich zuvor das Patronat erworben hatte, an den ihm schon von früher her als Lehrer der Magdalenenschule bekannten und mit Heß nahe befreundeten, jetzt in Wittenberg befindlichen Ambrosius Moibanus[1]) (Meyen, Sohn eines Breslauer Schuhmachers) ergehen; zugleich forderte er ihn auf, sich zuvor noch die theologische Doktorwürde zu erwerben. Moiban nahm den Ruf an und wurde unter Justus Jonas Dekanat zum Lizentiaten und Doktor promoviert. Darauf schickte ihm der Rat mit einem Schreiben vom 11. Juli Roß und Wagen für die Reise zu. Luther gab ihm nach Breslau einen vom 19. Juli datierten Brief mit. Eingetreten in sein Amt ist Moiban am 3. August, von Heß mit Freuden begrüßt.

In Moiban war namentlich auch eine Kraft für die Leitung des Schulwesens gewonnen. Die Oberaufsicht über die Schulen wurde beiden Geistlichen und einigen Ratsherrn übertragen, die innere Einrichtung derselben speziell dem Moiban und seinem Freunde Metzler, dem früheren Leipziger Professor und nachmaligen Breslauer Ratsherrn und Landeshauptmann. Der Unterricht war unentgeltlich für alle einheimischen Kinder. Die armen Schüler erwarben sich Unterhalt durch Singen im Chor und vor den Thüren der Einwohner, und nur solchen, welche die Schule besuchten, wurde dieses Singen noch gestattet. Während mit dem Singen noch ein Bettelgehen verbunden war, wurden später,

[1]) Vgl. Nr. 34 der größeren Vereinsschriften: Dr Ambrosius Moibanus von Konrad, P.

nach einem Antrage des Heß, bei jeder Kirche 24 Schüler in der Weise als Chorsänger angenommen, daß man sie auch mit Kost versorgte und ihnen dafür das Betteln untersagte. Man hoffte durch Unterstützung solcher Armen besonders künftige Dorfpfarrer heranzubilden. Für die Gereiften wurden aus den frommen Stiftungen Stipendien gebildet, um sie auswärts studieren zu lassen; ihrer hat Heß sich auch persönlich sehr angenommen; so z. B. des Johann Kraft oder Crato, den Luther in Wittenberg in sein Haus und an seinen Tisch nahm, und der hernach als kaiserlicher Leibarzt berühmt wurde. Heß setzte dabei, wenn auch mit längeren Unterbrechungen, seine schon früher angefangenen Vorlesungen über alttestamentliche Bücher in lateinischer Sprache und nach einem lateinischen Texte fort. Nach dem Prediger Salomonis behandelte er das fünfte Buch Mose, den Jesaja und den Psalter bis zum 22. Psalm. Zum Auditorium diente ihm ein Lokal bei der Magdalenenkirche, sowie den Lehrern der andern Schule eins bei der Elisabethkirche. Die Vorträge, welche an jenen beiden Orten eben noch für die Reiferen und weiter noch für andere Gebildete gehalten wurden, erstreckten sich auch auf lateinische und griechische Klassiker, sowie auf das Hebräische. Man wünschte, wiewohl vergeblich, in der Stadt auch Vorlesungen in der Medizin und andern Fakultäten einrichten zu können. Im Geiste und für die Zwecke der Reformation wurde nichts Geringeres erstrebt, als den Mangel einer Universität, deren Gründung schon zu Anfang des Jahrhunderts in Breslau beabsichtigt worden war, mit allen Kräften zu ersetzen. Daneben übrigens wünschte man auch niedere Schulen für den Unterricht im Schreiben und in der deutschen Sprache herzustellen. Es war besonders das Verdienst dieser Breslauer Männer, wenn Melanchthon 1558 bezeugen konnte: Kein anderer deutscher Stamm habe mehr in der ganzen Philosophie bewanderte Männer; nirgends in Deutschland lernen und verstehen mehr Leute aus dem Volk die Wissenschaften als hier. Viele Lehrer in den Städten seien der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache kundig und bekennen dazu eine reine Frömmigkeit; ein freigebiger Rat befördere in Breslau

das Studium der Wissenschaften und Künste. — Es wurden hier die Grundlagen einer Bildung gelegt, durch welche die bekannten Einwirkungen Schlesiens auf die gesamte deutsche Litteratur ein Jahrhundert später möglich geworden sind. Zugleich hatte namentlich Heß bei seinen Vorlesungen auch die benachbarten slavischen Lande im Auge. Um der Polen willen, bemerkt er einmal, gebraucht er die lateinische Sprache für seine Vorträge.

Dem fröhlichen Gedeihen des evangelischen Lebens drohte eine große Gefahr in dem Auftreten der Schwenkfelder (Kaspar von Schwenkfeld, auf Ossig bei Lüben, wie Heß 1490 geboren) und Wiedertäufer mit ihrer Verwerfung der lutherischen Abendmahlslehre, ihrem Dringen auf den Geist gegenüber den Sakramenten und dem Predigtamt, ihrem Streben nach einer höheren Reinheit und Geistlichkeit der Gemeinde. Gegenüber Schwenkfeld erklärten die beiden Breslauer Pfarrer, sie glaubten statt seiner dunklen, vermeintlich tieferen Auffassung des Abendmahls einfach die Schriftworte festhalten zu müssen. Auf schroffe, scharfe Zuspitzung der eignen Lehrformeln darüber haben sie auch späterhin, bei aller Freundschaft mit Luther und Treue gegen das Luthertum, sich nicht eingelassen. Mit ihrem Wirken durchs Wort verwahrten sie ihre Gemeinden vor jenen Richtungen. Inbetreff der Wiedertäufer riet Luther dem Heß, daß man warte, bis sie sich selbst verrieten, und dann bloß sie ausweise. Weiteres fand auch der Magistrat nicht nötig; Hinrichtungen, wie anderwärts, kamen in Breslau nicht vor, und auch von Ausweisungen erfahren wir nur einzelne Fälle. Daß tumultuarische Störungen katholischer Heiligtümer, blinde Vernichtung der Heiligenbilder und der katholischen Formen des Gottesdienstes hier nirgends hervortraten, daß die mit der Reformation in Schwaben, Franken, am Rhein und in Thüringen zum Ausbruch gekommene wilde soziale Bewegung des Bauernkrieges Schlesien gänzlich fern blieb, darf wohl zum großen Teil dem milden, besonnenen Wirken unsres Heß zugeschrieben werden.

Sehr eigentümlich und auf die Dauer freilich unhaltbar war die Stellung der evangelischen Gemeinden Breslaus zum katholischen Kirchentum und zum Bischof. Nicht bloß

blieb es dem Rate verwehrt, auch die (freilich sehr entvölkerten) Klöster der Stadt zu reformieren, sondern auch die Oberhoheit des Bischofs über Heß und Moiban wurde evangelischerseits der Form nach immer anerkannt. Allein sie ließen sich hierdurch in nichts stören in der Führung ihres Amtes nach dem reinen Gotteswort, dessen Verkündigung ihnen eben auch der Bischof anbefohlen habe. Und sowohl Bischof Jakob als auch sein Nachfolger, der 1539 unter Einwirkung des Rats gewählte, sehr gemäßigte Balthasar Promnitz, ein früherer Zuhörer Melanchthons, thaten das Ihrige, diesen Zustand in Frieden fortzuerhalten. Die evangelischen Ordinationen Breslauischer und anderer schlesischer Prediger wurde auswärts, besonders in Wittenberg geholt. Fest gegründet und in Wahrheit selbständig, dennoch aber vom katholischen Kirchentum nicht förmlich losgetrennt, bestand so die Kirche des Heß und Moiban fort bis zum böhmischen Majestätsbriefe vom Jahre 1609, auf dessen Grund erst 1615 ein städtisches Konsistorium errichtet wurde.

Im übrigen heben sich aus Heß' ruhig fortschreitender Thätigkeit und aus seinem Leben keine einzelnen Punkte sonderlich hervor. Der Trieb, sich geltend zu machen, lag nicht in seiner Art, noch weniger der zu öffentlichem Streite. Einen Führer der Wiedertäufer, der ihn durch eine Schrift zum Streit herausforderte, fertigte er auf einem kleinen offenen Zettel mit den Worten ab: „Menius wider die Wiedertäufer" (er meinte eine von Justus Menius, dem Thüringer Reformator, verfaßte Schrift). Zur litterarischen Polemik hätte ihm wohl auch seine große Gemeinde kaum Zeit gelassen. Doch setzte er seine wissenschaftlichen Studien fleißig und mit großer Vielseitigkeit für sich fort. Von den theologischen geben seine Anmerkungen in einer noch vorhandenen Bibel und lateinischen Psalmenübersetzung Zeugnis. Seine wissenschaftliche Bildung stand in solchem Ansehen, daß 1539 über seine Berufung nach Wittenberg beraten und er von Melanchthon darüber befragt wurde. Seine große Bibliothek war selbst auswärts berühmt. Fortwährend trieb er auch geschichtliche Forschungen — über die alte Geschichte, für welche er sich auch eine reiche Münzsammlung angelegt

hatte, und namentlich über die schlesische, für welche er eine eigene, noch von Späteren benutzte handschriftliche Arbeit hinterlassen hat (Silesia Magna), die leider abhanden gekommen ist. Ein reiches — fast überreiches — Maß von Arbeit war ihm zugeteilt oder wurde von ihm freiwillig übernommen. Nur zweimal in den 24 Jahren seiner Breslauer Amtsthätigkeit hat er längere Urlaubsreisen gemacht, und zwar in seine Vaterstadt Nürnberg. Das erste Mal 1526 zur Eröffnung des dortigen Gymnasiums und 1541, als in Regensburg das Religionsgespräch stattfand, an welchem unter andern auch Melanchthon und Bucer teilnahmen. Mit Ausnahme dieser beiden Reisen hat er Schlesien nie mehr, ja selbst Breslau nur höchst selten noch verlassen, seine ganze Zeit und Kraft widmete er seiner großen Gemeinde, die sich freilich nicht bloß auf Breslau erstreckte, sondern in gewissem Sinne ganz Schlesien, ja auch die angrenzenden Provinzen und Länder umfaßte. So trat er z. B. in den Jahren 1530—34 in lebhaften Briefverkehr mit Preußen. Sein Rat wurde ferner begehrt in Olmütz in Mähren, auch der Kurfürst von Brandenburg, Joachim II., wünschte Hessens Rat und Mitwirkung bei der Einführung der Reformation in seinen Landen. Der Hofprediger der Königin Maria von Ungarn, der Schwester Kaiser Karls V., Johannes Henkel, trat mit Heß in Briefwechsel, ebenso der Reformator Polens, Johannes von Lasko. Im April 1540 erschienen bei ihm, ähnlich wie 1538 und 1540 bei Luther, Abgesandte der Böhmischen Brüder aus Mähren, um herzliche Gemeinschaft zu schließen und über einige Punkte der christlichen Lehre sich zu besprechen. Am bedeutendsten aber war Hessens Einwirkung auf Durchführung der Reformation innerhalb Schlesiens. Seine Stellung als erster evangelischer Pfarrer in Schlesien brachte es mit, daß man ihn bei Besetzung von Pfarrstellen in der Nähe und Ferne zu Rate zog, wie er denn auch mehrere Geistliche und Städte gewiß gut versorgt hat, und daß man an vielen Orten, vielleicht den meisten in Schlesien, den Gottesdienst nach der Ordnung einführte, die er gewählt. Als ein Zeugnis dafür, wie lieb und wert er dem gemeinen Volke gewesen, sei noch angeführt, daß man, wie er auch selbst in seiner letzten

Predigt erwähnte, ihn oft zu Gevatter gebeten und er über 500 Patenkinder gehabt habe.

In den Ehestand trat er nach dem Tode der ersten Gattin zum zweiten Male mit einer Breslauerin, Hedwig, der Tochter des städtischen Wagemeisters Wahles 1533, die ihm jedoch schon 1539 entrissen wurde. Eine Tochter aus erster Ehe, Sara, sah er selbst noch vermählt mit dem Wittenberger Professor Johann Aurifaber 1544, der ihm ein teurer Eidam war und der später (1567) Pfarrer der Elisabethkirche in Breslau wurde. Sein erstgeborner Sohn Johann (geb. 1529) ist als Jurist zu hohen Stellen in Schlesien emporgestiegen und als „Heß von Heffenstein auf Stein und Weigelsdorf" geadelt worden; sein Sohn Paul aus zweiter Ehe wurde Arzt und Professor in Wittenberg und später Arzt eines Fürsten von Oels; seine Tochter Anna war unglücklich verheiratet mit dem Königsberger Theologen Staphylus, der später, zum Katholizismus übergetreten, sie verstieß.

Seit 1545 fühlte Heß sich an Hals, Brust und Kopf so leidend, daß ihm das Predigen schwer wurde. Desto mehr wollte er wenigstens noch durch Vorlesungen über biblische Bücher vor einem kleinen Kreise, wie er sagte, ein nützlicher Diener bleiben. Er nahm jetzt hier den Psalter vor, gedachte jedoch noch die biblischen Bücher überhaupt auszulegen. Auf sein Psalmbuch schrieb er: Stab meines Alters (baculus senectutis meae). Er bemerkte: seine, des alten Magisters und Doktors Theologie, solle sein „die Theologie aus dem Munde der Kinder und Unmündigen (Psalm 8, 3), welchen es der Vater offenbare" (Matth. 11, 25). — Er starb am Vorabend der Erscheinungsfestes, am 5. Januar 1547. Vor seinem Ende hat er noch gebetet und beten lassen für seine Widersacher, welche aus Fürwitz und zum Auflauern in seine Predigten gegangen, für die Schulen, sonderlich für die zum Studieren geschickten Knaben, für die Spitäler und das gemeine Almosen. Seine letzten Worte waren: Ave, Domine Jesu! Am vorangegangenen Thomasfeiertage (21. Dezember) hatte er zum letzten Male gepredigt.

Man dürfe, schrieb Melanchthon an Aurifaber, im Hinblick auf die eben damals der Kirche drohenden Un-

gewitter ihm mit Jesaia (Kap. 57, 1 ff.) Glück wünschen zur Ruhe der Gerechten, welche Gott wegrafft vor dem Unglück und in ihrer Kammer sanft ruhen lasse auf den Tag der Auferstehung; bald hofft auch er mit ihm, seinem alten Freunde, in der himmlischen Gemeinschaft zu sein. Johannes Brenz, der württembergische Reformator, nannte ihn in einem Briefe an Moiban einen der dahingeschiedenen „Heroen". Zu der gemalten Denktafel, welche ihm an einem Pfeiler seiner Kirche gestiftet wurde, verfaßte Melanchthon griechisch nachfolgende Disticha, die in deutscher Uebersetzung etwa lauten:

„Unter den lieblichsten Opfern erfreut Gott dieses am meisten,
Breitet als süßer Trank weithin den schönsten Geruch:
Lauter und rein zu verkünden die evangelische Weisheit
Und mit heiligem Sinn lehren das göttliche Wort.
Solch ein Lehrer ist einst hierorts Johannes gewesen,
Heß nach dem Namen genannt, welchen der Vater geführt.
Christi erhabene Lehren verbreitend in der Gemeinde,
Treu und redlich dem Geist, feind dem verwirrenden Trug
Ehrte er immer den Herrn mit lauterer, frommer Gesinnung,
Voll von Glauben das Herz, sittlich in Wort und in That.
Nun hat der HErr in der Sel'gen Gemeinde die Seele geführet
Und die Hülle verbarg hier in dem Sarge die Stadt."

Seine Hülle wurde vor dem Altare, da er die Seelenspeise gespendet hatte, unter einem Steine niedergelegt, auf welchen sein Bild in Lebensgröße eingehauen war, mit dem Finger auf die aufgeschlagene Bibel zeigend, die in seiner andern Hand ruht. Auf der Bibel las man die Worte: Credidi propter quod locutus sum („Ich habe geglaubt, darum rede ich") Psalm 116. 10. Als im Laufe der Jahrhunderte der Stein fast ganz abgetreten war, wurde er umgekehrt und in die neue nach oben gekehrte freie Seite eine Messingplatte eingelassen, auf welcher die Worte: Dr. Johannes Heß 1547 eingegraben waren. — Die Bürgerschaft ließ zu seinem Andenken außer der Errichtung des Denkmals eine dreilotige Silbermünze prägen, deren Vorderseite das Brustbild mit der Unterschrift trug: Johannes Hessus Theologus; die Rückseite enthielt das Wappen seines Stammes: einen blauen Löwen in gelbem Felde. Aus dem Jahre 1546 stammt ein im Besitz der Stadt Breslau be-

findliches Bild von Heß: es trägt die Züge festen, ruhigen, männlich christlichen Geistes, während auf den Augen ein gewisser Ausdruck von Arbeit und Leiden lasten.

Noch sei des rührenden Mahnworts am Schluß eines Leichengedichtes auf Hessens Tod gedacht, das in damaliger Zeit von einem unbekannten Dichter verfertigt wurde und in Versmaß und Ausdrucksweise überraschende Aehnlichkeit hat mit den Gedichten des bekannten Nürnberger Volksdichters, des Schuhmachers Hans Sachs, Hessens großem Zeitgenossen. Nachdem ausführlich sein Sterben geschildert, heißt es am Schluß:

O Breslau, gedenk' an diesen Mann,
Wie treulich er dich redet an,
Deine Sünd gestraft freundlich und hart
Nach Christo und evangelischer Art,
Und dich vermahnt ganz fleißiglich,
Daß du von Sünden sollst kehren dich.
Bei dir war er der erste Mann
Der dem Antichrist thut widerstan.
Durch rein evangelisch Lahr
Hat er zerstört des Satans Schar,
Er hat herfürgebracht das Licht,
Welches Gott selbst hat zugericht't,
Und lang verdunkelt ist gelegen
Bei uns und unsrer Eltern Leben,
Johannes Heß der werte Mann
Welchen Gott hat genommen darvon
Zu Christo in das Himmelreich,
Darin er jetzt und ewiglich
Gekrönt mit sel'ger Kron'
Als teuer Ritter Christi schon,
Nu' geh' hin, lieber Leser gut
Halt's Doktor Hessens Lehr' stets in Hut!

Außer den Arbeiten Köstlins ist mit gütiger Genehmigung des Herrn P. F. Künzel an St. Magdalena in Breslau dessen Festpredigt bei der Feier der 400. Wiederkehr von Hessens Geburtstag am 23. September 1890 (Breslau. Evang. Schriften-Verein) benutzt worden.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Naſemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Franz Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. Georg Rietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Rey, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. A. Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsb. Conf. erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. K. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf u. Sieg d. Evangeliums i. Kr. Schweidnitz.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Hohn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. R. Foß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr. 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evang. Gemeinde Wittenberg u. ihr erster Prediger.
29. G. Zeitler, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.
30. H. v. Schubert, Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

31/32. Solle, K. W., Reformation und Revolution. Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

33. Th. Harten, Eine Hochburg der Hugenotten während d. Religionskriege.
34. H. Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.
35. Heinrich Rocholl, Aus dem alten Kirchenbuch einer freien Reichsstadt. Warnende Bilder aus der Vergangenheit für die Gegenwart in der Jesuitenfrage.
36. Heinrich Rocholl, Anna Alexandria, Herrin zu Rappoltstein, eine evangelische Edelfrau aus der Zeit der Reformation im Elsaß.

Druck von Eberhardt Karras, Halle a. S.

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Versuch einer römischen „Reformation“ vor der Reformation

von

F. Nottrott.

Halle a. S. 1901.
In Commission bei Max Niemeyer.

XXXVIII.

Versuch
einer römischen „Reformation“
vor der Reformation

von

L. Nottrott.

Halle a. S. 1901.
Verein für Reformationsgeschichte.

Will man die Reformation des 16. Jahrhunderts in ihrer Notwendigkeit und Herrlichkeit recht verstehen, so muß man sowohl die traurigen Zustände, die vorher in der Kirche herrschten, als auch die vergeblichen Versuche betrachten, die von römischer Seite gemacht wurden, dieselben abzustellen.

Nun ist ja dieser dunkle Hintergrund, von dem sich die Reformation so licht abhebt, schon wiederholt und umfassend geschildert worden; doch aber ist es nötig, denselben der Christenheit immer und immer wieder vor die Augen zu stellen, zumal es auf Seite der Gegner an dem Unterfangen zu verschleiern und schön zu färben leider nicht fehlt.

Besonders wirkungsvoll dürfte es dabei sein, wenn nicht das ganze Gebiet der damaligen Kirche in die Betrachtung gezogen, sondern nur, und zwar unter Anführung möglichst vieler Einzelheiten, ein kleinerer Abschnitt desselben herausgegriffen wird.

Wir wählen dazu den Kirchenkreis (Archidiakonat) von Halle an der Saale und erfreuen uns dabei des Vorteils, daß es in demselben durchaus nicht schlimmer stand als anderwärts, dagegen aber hier zur Abstellung der Uebelstände besonders ernste Veranstaltungen getroffen wurden.

Da der Zweck dieser Blätter spezielle Quellennachweise ausschließt, so beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß von katholischen Schriften vorzugsweise Johannes Busch „Chronicon Windeshemense“ und „de reformatione monasteriorum“ (beide veröffentlicht von Dr. Karl Grube in den „Urkunden der Provinz Sachsen“) das Buch des ebengenannten Dr. Karl Grube „Johannes Busch, Augustinerpropst zu Hildesheim“ und die „Chronikalischen Aufzeichnungen der Stadt Halle von 1464—1512“ (herausgegeben

von Dr. Wachter, Neue Mitteilungen des sächsisch-thüringischen Geschichts- und Altertumsvereins V, XV, 1.) — evangelischerseits dagegen: von Dreyhaupt „Beschreibung des Saalkreises“ und Prof. Dr. Hertzberg „Geschichte der Stadt Halle a. S.“ benutzt worden sind. Von den zahlreichen sonstigen Quellen sind einige ab und zu im Texte angeführt.

Es zerfällt aber die Darlegung naturgemäß in die drei Abteilungen:

1. Die kirchlichen Zustände der Stadt Halle in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.
2. Die Reformationsversuche des 15. Jahrhunderts.
3. Welchen Erfolg haben die Reformationsversuche in Halle gehabt?

I.

Die kirchlichen Zustände der Stadt Halle in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Halle gewährte im 15. Jahrhundert durchaus das Bild einer kirchlich-frommen Stadt. Die Zahl ihrer Gotteshäuser war wesentlich größer, als in der Gegenwart. Auf dem Markte erhoben sich dicht hintereinander die seit 1520 zur jetzigen Marienkirche vereinigten Kirchen St. Gertrud und B. Mariae virginis. In der Nähe des alten Ulrichs-Thores, linker Hand der Ulrichs-Straße, lag die 1529 abgebrochene Kirche St. Ulrich. Zusammen mit der jetzt noch vorhandenen, damals mit einem Augustiner-Chorherrnstifte verbundenen Kirche St. Moritz bildeten diese Kirchen die vier Pfarrkirchen der eigentlichen Stadt.

Dazu standen innerhalb der Stadt drei Klosterkirchen. Die der Franziskaner und ihrer Schwesternschaft lag auf dem Platze der jetzigen Universität, die St. Pauluskirche der Dominikaner, mit denen ebenfalls ein weiblicher Konvent verbunden war, in der Nähe der Mühlpforte; dem Orden der Serviten oder Marienknechte gehörte die jetzt noch vorhandene St. Ulrichskirche in der Leipziger- (früher Galg-) straße.

Auch die Kirchen der damals noch nicht inkommunalisierten Vorstädte Neumarkt und Glaucha sind als zu Halle

gehörig anzusehen. Neumarkt besaß nicht nur die jetzt noch stehende Pfarrkirche St. Laurentius, sondern auch das dem ganzen Kirchenwesen Halles vorgesetzte große Augustiner-Stift Neuwerk mit seinem schönen viertürmigen Gotteshause. In Glaucha dagegen lag, wie jetzt noch, die dem Cisterzienser-Nonnenkloster Marienkammer gehörige Kirche St. Georg.

Selbst auf der Südseite der Stadt, auf den sogenannten Pulverweiden, erhob sich eine stattliche Kirche: diejenige der Deutsch-Ordens-Komthurei St. Kunigunden.

Zu dieser im Verhältnis zu der damaligen geringen Seelenzahl der Stadt höchst ansehnlichen Zahl von Pfarr- und Klosterkirchen kam noch eine ganze Reihe von Kapellen. Wahrscheinlich die älteste derselben war St. Michaelis am Alten Markte. In der Klausstraße lag St. Nikolai, auf dem Sandberge St. Jacobi, in der Brüderstraße St. Pauli, unter dem Rathause St. Crucis, vor dem Geiststhore im Hospital St. Antonii die Kapelle St. Spiriti, auf dem Trödel Trium regium, auf dem Sandberge St. Annae, auf dem Grasewege St. Matthäi, auf dem Stadtgottesacker St. Martini. Eine Tochter der alten St. Ulrichskirche war die Petri-Kapelle, zu Stift Neuwerk gehörte St. Sylvester, auf dem Neumarkt, dort, wo das alte Rathaus stand, lag St. Andreae, dicht bei der Moritzkirche St. Elisabeth, bei der jetzigen Ulrichskirche St. Wolfgang und vor dem Klausthore St. Alexander.

Sprechen schon diese zahlreichen Stätten der Anbetung für die kirchliche Gesinnung der Stadt, so noch mehr die vielen Stiftungen, mit welchen entweder die Kirchen selbst, oder die in denselben zum Abhalten von Seelenmessen und Gedächtnisfeiern gegründeten und besonderen Priestern, den sogenannten Altaristen, überwiesenen Altäre bedacht waren und im Laufe des Jahrhunderts bedacht wurden. Um das Jahr 1500 besaß Stift Neuwerk 8, St. Ulrich 7, St. Gertrud 9, St. Marien 8 solcher Nebenaltäre. Bis auf diejenigen der Serviten und der beiden Bettelorden, die stets arm blieben, waren die Kirchen und Klöster Halles recht wohlhabend.

Zu verdanken waren die erwähnten Stiftungen einzelnen begüterten Bürgern, mehrfach aber auch besonderen Brüderschaften, zu welchen sich auch in Halle damals Geistliche und

Laien gern zusammenschlossen, und die teils, wie der Orden der Bußbrüder oder Tertiarier an die Franziskaner, sich an bestehende Mönchsorden angliederten, teils selbständige, zu bestimmten Bußübungen und guten Werken verpflichtende Genossenschaften bildeten. Die älteste der letzteren, die Brüderschaft der Kalenderherren oder der Kaland, war allerdings bereits im 13. Jahrhundert gegründet, kam aber erst im 15. zu rechter Blüte. Seine aus Geistlichen und Weltlichen, Vornehmen und Geringen, Männern und Frauen bestehenden Mitglieder versammelten sich am ersten Tage eines jeden Monats (calendae), um nach einer in der Marienkirche gehaltenen Andacht in eigenem Hause ihre die Feier von Festen, die Jahresgedächtnisse Verstorbener, die Veranstaltungen von Fasttagen, die Gewährung von Almosen und dergl. betreffenden Angelegenheiten zu beraten und darauf ein gemeinsames Eß- und Trinkgelage zu halten.

Aehnlich waren die Brüderschaften eingerichtet, welche die verschiedenen Zünfte unter sich bildeten.

Nehmen wir noch die Teilnahme der Bürgerschaft an Wallfahrten und verschiedenen Prozessionen hinzu, beachten wir auch, daß von sektiererischer Auflehnung gegen die Lehren und Ordnungen der Kirche sich nennenswerte Spuren nicht finden, so dürfte also in Halle ein reges kirchliches Leben geherrscht haben.

Aber allerdings bloß ein kirchliches, nicht ein wahrhaft religiöses und ernst sittliches. Die Brüderschaften, in welchen die Kirchlichkeit der Laien am meisten zu Tage trat, wurden von den Geistlichen wesentlich nur zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft und zur Vermehrung ihrer Einkünfte begünstigt, den Mitgliedern aber dienten sie als eine Art Versicherung auf den Himmel und nicht am wenigsten zur Veranstaltung von Vergnügungen. Die Teilnahme des Volkes an den Gottesdiensten, die hauptsächlich im Lesen der Messe, höchst selten im Halten von Predigten bestanden, mag ja nicht vermißt worden sein, war aber gleich den Stiftungen und sonstigen Uebungen der Wohlthätigkeit ein durchaus äußerliches Werk. Da die Kirche durch Meßopfer, Heilige, Ablässe und Reliquien nach Ansicht der Zeit genügend für das Seelenheil ihrer Glieder sorgte, und diese

sich an solchen „Heilsschätzen" durch äußere Leistungen leicht Anteil verschaffen konnten, so hielt man eine persönliche Frömmigkeit vielfach für überflüssig.

Folgerichtig sah es deshalb mit dem sittlichen Leben höchst traurig aus. Hoch und Niedrig war einer derben Sinnlichkeit ergeben. Dem alten Nationallaster des Trunkes fröhnten alle Stände ziemlich unbedenklich. Das sechste Gebot galt kaum noch als gottgesetzte Schranke. Wie fast überall gabs damals auch in Halle verschiedene vom Rate anerkannte und privilegierte Frauenhäuser. Aberglaube und Zauberei gingen sehr im Schwange. Interessenkämpfe zwischen den Patriziern und der niederen Bürgerschaft, zwischen Aristokratie und Demokratie, Rat und Magdeburger Erzbischof gehörten zur Tagesordnung. An Eigentumsvergehen, Gewaltthat und Angriffen auf die weiblichen Ehre ließ es die rohe Bevölkerung nicht fehlen.

Diese heillosen Zustände machten eine ziemlich gewaltsame Justizpflege nötig, über die zwar erst aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts berichtet wird, die aber jedenfalls in frühere Zeit zurückreicht. Dem vielbeschäftigten Henker, der auf dem Strohhofe wohnte, war zu Hinrichtungen mit Feuer, Schwert und Rad vor dem Steinthore gegenüber dem späteren Gasthofe „Zum grünen Baume" ein besonderer Rasenplatz eingeräumt. Der noch häufiger benutzte Galgen stand vor dem nach ihm benannten Galgthore auf einem Teile des jetzt zum „Prinzen Karl" gehörigen Grundstückes. Mitten auf dem Markte erhob sich der Pranger oder die Staupsäule. Freche und liederliche Weiber wurden an ihr $^1/_2$ bis 1 Stunde lang ausgestellt und dann nackend von den Knechten des Henkers um den Markt herum durch die Schmeerstraße, die Rannische Straße und durch das Rannische Thor aus der Stadt getrieben, wobei man sie mit faulen Eiern bewarf, die der Rat lieferte. Im Rathause befand sich der Stock und die Folter. In das Ratsgefängnis, die sogenannte Temnitz, pflegte man ohne viel Umstände selbst angesehene Bürger zu legen.

Wir wissen sehr wohl, daß für Unsittlichkeiten im Volksleben nicht immer die Kirche verantwortlich zu machen ist. Hier aber lag die Schuld bei ihr, denn sie hatte die

Sauerteigskraft verloren, und ihre Diener gaben selbst das übelste Beispiel.

Die Erzbischöfe von Magdeburg, welche dicht bei der Stadt auf ihrer Burg Giebichenstein zu residieren pflegten, hatten über ihrer Stellung als weltliche Fürsten die bischöflichen Pflichten fast ganz vergessen und waren einem völlig weltlichen, ja sittenlosen Leben ergeben. Erzbischof Ludwig nannte sich wohl Gottes und des heiligen Stuhles Vikarius (niemals Erzbischof), starb aber 1382 bei Gelegenheit eines Balles, den er auf seinem Schlosse Calbe a. S. veranstaltet hatte. Als neben dem Tanzlokale Feuer ausbrach, flüchtete er mit seiner Tänzerin die Treppe hinab und stürzte, indem diese zusammenbrach, zu Tode. — Sein Nachfolger Friedrich III. konnte, als er eine Messe lesen wollte, trotz eifrigen Suchens im Meßbuche die Lektion nicht finden, war jedoch ein großer Kriegsmann. — Albrecht IV. zog mit einem Heere gegen den Markgrafen von Brandenburg zu Felde. — Günther II., ein Graf von Schwarzburg, war bereits mit 11 Jahren Priester und mit 21 Erzbischof. Er trug keine Tonsur und kümmerte sich die längste Zeit seiner Regierung nur um das weltliche Regiment und um die Kriege, die er führte.

Wenn die niederen Geistlichen es ihren Oberhirten im weltlichen Leben möglichst nachthaten, ja sie darin noch überboten, so war das nicht zu verwundern. Das geistliche Amt war ihnen im wesentlichen ein Mittel der Versorgung. Die Gottesdienste hielten sie mechanisch. Unaufmerksamkeit und Schwatzhaftigkeit in der Kirche wird ihnen häufig vorgeworfen. Lärmend trieben sie sich auf den Straßen umher, zechten unmäßig in Schenken und verkehrten sogar in verrufenen Häusern. Daß sie gegen das Gebot des Cölibates mit Frauen zusammenlebten und Kinder hatten, war durchaus nicht selten. Zumeist ohne alle theologische Bildung, waren etliche sogar in den Ordnungen des Gottesdienstes unbewandert. Nur für Rechtskunde interessierten sich mehrere, benutzten jedoch ihre juristischen Kenntnisse selbst gegen die Kirche und ihre Amtsgenossen. Rühmliche Ausnahmen treten uns in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts nur ganz vereinzelt entgegen.

Nicht besser als bei der Weltgeistlichkeit stand es in den Klöstern. Der alte Geist der Entsagung war völlig aus ihnen verschwunden. Die drei Hauptgelübde der Armut, des Gehorsams und der Keuschheit wurden nicht mehr gehalten. Ohne Beruf zum geistlichen Leben suchte man in den Klöstern ein gutes Unterkommen und behagliches Dasein. Der Sinn für Wissenschaft war fast gänzlich erstorben. Selbst mit Handarbeit beschäftigte man sich wenig. Vielfach waren die Mönche dem Trunke ergeben. Ueberhaupt gelten ihnen alle Vorwürfe, welche den Weltgeistlichen gemacht wurden. Etwas mehr sittlich ernste Lebenshaltung scheint sich bei den Bettelorden und bei den Serviten gefunden zu haben, bei letzteren auch Bibelstudium. Deren Klöster waren aber auch verhältnismäßig arm geblieben.

Am übelsten sah es wohl bei den Deutschrittern von St. Kunigunden aus. Sie lebten nicht nur mit dem Rate und mit Stift Neuwerk in beständigem Streit, sondern führten auch ein äußerst ungebundenes Leben. An der Stadtgrenze hatten sie für die Bürger Schenken bedenklichster Art errichtet, duldeten dort das Treiben schlechter Weiber und boten Uebelthätern, welche der Rat verfolgte, erwünschte Zuflucht.

Für diese traurigen Zustände der Kirche, die hier nur skizziert werden sollten, werden wir später ausführliche Zeugnisse bringen. Hier sei nur bemerkt, daß dieselben auch von katholischen Geschichtsforschern der Gegenwart, z. B. von Janssen in seiner „Geschichte des deutschen Volkes seit Ausgang des Mittelalters" nicht bestritten, vielmehr als in der ganzen Kirche herrschend zugegeben werden.

II.

Die Reformationsversuche des 15. Jahrhunderts.

Es ist bekannt, daß das deutsche Volk in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von einem lebhaften Verlangen nach Reform der Kirche an Haupt und Gliedern ergriffen war, und daß dieses weitverbreitete Verlangen in den „Reformations-Konzilien" von Pisa, Kostnitz und Basel seinen Ausdruck fand. In Halle und seinem

Kirchenkreise hat es sich aber zunächst nicht auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete, sondern auf dem der Schule geltend gemacht, und es ist interessant, hier schon die Wurzeln zu sehen, aus welchen die spätere „Schulstadt" Halle herausgewachsen ist. Man fühlte wohl, daß zu einer nachhaltigen Besserung der Sitten und einer gründlichen Beseitigung der auch in religiösen Dingen großen Unwissenheit bei der Jugend angefangen werden müsse. Nun besaß Halle schon längst Schulen. Kloster Neuwerk und die Kirchen St. Marien, St. Moritz und St. Ulrich hatten solche. Sie standen sämtlich unter Kloster Neuwerk, dem das Schulrecht über die ganze Stadt gehörte. Aber alle diese Schulen waren Lateinschulen, und Neuwerk that, wie es scheint, wenig oder gar nichts zu ihrer Förderung. Ein Beweis dafür, daß sie der Bürgerschaft nicht genügten, dürfte in den verschiedenen Privatschulen zu finden sein, welche als „Winkelschulen" den Haß der Augustiner von Neuwerk erregten. Da waren es die Kirchenvorsteher von St. Marien, Ulrich Bornker und Burghart Lindau, sowie diejenigen von St. Gertrud, Heinrich Holtzhausen und Claus Serbitz, welche 1414 auf dem Kirchhofe von St. Gertrud eine „neue" Schule einrichteten, an welcher ein „Schulmeister" mit sechs „Gesellen" angestellt wurden, und die von der Zahlung eines Schulzinses an Neuwerk befreit war. — Wiederum 1437 gründeten die Altarleute von St. Ulrich, Peter Subach und Sander Czoch ebenfalls unter Befreiung von jeglicher Abgabe an Neuwerk eine Schule auf dem Kirchhofe zu St. Ulrich. Die Erlaubnis zu jener älteren Gründung wurde von dem Propst Brenthin, die zu der letzteren durch Propst Spier gegeben, beidemale mit dem Rechte selbständiger Anstellung der Lehrer, aber unter der Bedingung, daß alle „Winkelschulen" abgeschafft würden. An Stadtschulen im modernen Sinne ist dabei natürlich nicht zu denken. Die Schulen blieben Kirchenschulen, ihre Lehrer und Schüler hatten Kirchendienste zu thun, jedenfalls aber kam in ihnen neben einer Erweiterung des Unterrichtsstoffes die deutsche Sprache vor der lateinischen mehr zu ihrem Recht, und — worauf es uns hier besonders ankommt — waren sie in einem gewissen Gegensatze gegen das herrschende Kirchenregiment gegründet.

Auf dem eigentlich kirchlichen Gebiete hat man es zu solchen Bestrebungen, wie sie die freier gerichtete Mehrzahl auf den großen Reformationskonzilien vertrat, in Halle nicht gebracht. Mochte auch in der Bürgerschaft die Anschauung, daß die Bischöfe über dem Papste ständen, und daß der Ablaß nimmermehr eine Vergebung der Sünden sein dürfe, hier und da Anklang finden, durchzusetzen hat sich dieselbe nicht vermocht. Die Reformversuche, denen wir in Halle begegnen, waren ja allerdings auch durch jene Kirchenversammlungen angeregt, bewegten sich aber ausschließlich im Gedankenkreise der dortigen streng kirchlichen Minderheit, hatten durchaus nur die Wiederherstellung des Ansehens und der Macht der Kirche, obenan des Papstes zu ihrer Aufgabe und verfolgten Besserung des Klerus und des Volkes wesentlich nur zu diesem Zweck.

Am allerwenigsten konnten in Halle evangelische Strömungen hussitischer Art aufkommen. Waren sie vorhanden, und es scheint, daß sie es waren, so wußte sie der Erzbischof energisch zu unterdrücken. Schon in Kostnitz hatte Erzbischof Günther II. seine Abgeordneten dem Verdammungsurteile über Hus zustimmen lassen. Nicht genug damit, schloß er sich 1420 auch einem Bündnisse gegen die Hussiten an. Nach der betreffenden Urkunde vom Jahre 1421 versprach er „alle und jegliche Bürger und Unterthanen männlichen Geschlechtes in seinen Städten, Märkten, Dörfern und Landen, die über zwölf Jahre alt und vernünftigen Sinnes wären, geloben und zu den Heiligen schwören zu lassen, sich solcher Ketzerei widersetzen und alle derselben Verdächtigen bei den Gerichten angeben und verfolgen helfen zu wollen."

Aber gerade dieser Erzbischof Günther II. war es, der, 1434 in Angelegenheit eines Streites mit seinen Städten Magdeburg und Halle persönlich auf dem Konzil in Basel weilend, dort von seiten der hierarchischen Partei die ersten Antriebe erfuhr, sich der kirchlichen Notstände seines Sprengels anzunehmen. Nachdem der blutige Streit beigelegt war, besann er sich auf seine kirchlichen Pflichten und beschloß zunächst die Hand an eine Reformierung seiner Klöster zu legen. Dies war im Jahre 1441. Da er indessen innerhalb

seines Erzbistums keinen zu solchem Werke geeigneten Mann finden konnte, so berief er von auswärts eine Persönlichkeit, die mehrere Jahre lang für Halle und Umgegend von der größten Bedeutung werden sollte. Das war der 1399 oder 1400 zu Zwolle in den Niederlanden geborne Augustiner-Propst Johannes Busch vom Kloster St. Bartholomäi, genannt „die Sylte", bei Hildesheim, welches Kloster jener Vereinigung mit dem alten strengen Geiste erfüllter Augustiner-Klöster zugehörte, die eine Erweiterung des von Gerhard Groot in den Niederlanden gegründeten Vereins der „Brüder vom gemeinsamen Leben" war und „Windesheimer Kongregation" hieß. Busch, ein durch Gaben und rücksichtslose Energie hervorragender Mann, der neben seinem eigenen zu Hildesheim auch bereits andere Klöster reformiert hatte, sollte zunächst die Augustiner-Stifte des Erzbistums zu besserer Ordnung zurückführen.

Von Magdeburg aus, wo er sein Werk begann, begab sich Busch im Jahre 1442 zuerst nach dem in der Nähe von Halle gelegenen Kloster St. Petri auf den Lauter- oder Petersberge. Dieses durch Markgraf Konrad den Großen von Meißen 1124 gegründete Augustinerstift unterstand allerdings nicht der Gerichtsbarkeit des Erzbischofs, sondern war dem päpstlichen Stuhle unmittelbar unterworfen, hatte sich aber zur Aufnahme des Visitators bestimmen lassen. Als Gehülfe von Busch kam der Prior Cremer aus Richenberg bei Goslar mit, und auch die beiden Magdeburger, Mag. Heinrich Toke, ein Domherr, und Magister Heinrich Zolter hatten sich angeschlossen. Propst und Mönche des Petersberges nahmen die Visitatoren freundlich auf und versprachen alles nach ihrem Rate einzurichten. Vier Jahre lang sollte Busch zu dem Kloster Beziehungen unterhalten. Die durch seine jährlichen Reisen von der Sylte nach dem Petersberge erwachsenden Kosten versprach das Kloster bestreiten, auch alles, was die Visitatoren auf dem 20 Meilen weiten Wege an Büchern und Kleidern durch Räuber verlieren würden, ersetzen zu wollen. Unter den Augustiner-Klöstern in der Gegend von Halle, in Thüringen, Meißen und Erfurt war, wie Busch sagt, Petersberg das erste, das sich einer Visitation unterzog.

Als Busch darauf zum Erzbischof nach Giebichenstein

kam, verwunderte sich dieser, daß er Visitatoren aus einem Lande voller Räuber habe holen müssen, erhielt aber zur Antwort, daß die Hildesheimer Gegend allerdings viele Räuber habe, jedoch ein fruchtbares Land sei und deshalb auch viele gute und reformierte Männer erziehe.

Die Zustände des Stiftes Neuwerk, das Busch nun visitierte, erwiesen sich als trostlos. Die Kanoniker lebten durchweg ohne Enthaltsamkeit und waren ganz ungehorsam. Es ging die Rede, daß niemand Propst werden könne, der nicht zwei- oder dreimal im Gefängnis gesessen habe. Die Reformation konnte daher nicht ohne einige Gewaltsamkeit eingeführt werden. Die Windesheimer Kleidung, für das Haus ein langes weißes Gewand und für die Ausgänge über dasselbe einen schwarzen Mantel, ließ man sich allerdings gefallen. Als sich aber Propst Spier bei einer Verhandlung im Schlosse Giebichenstein gegen die Windesheimer Meßgesänge mit der Bemerkung zu wehren suchte, daß er als Greis keine neuen lernen könne, auch die alten Bücher durch Ausstreichen und Ueberschreiben verdorben würden, herrschte ihn der Erzbischof mit den Worten an: es handele sich nicht um Ausstreichen und Korrigieren, sondern darum, ob er gehorchen wolle; überdies sei er in der Burg und möge zusehen, wie er aus derselben wieder heraus komme. — Das genügte, um Propst und Konvent zur Annahme nicht nur der Gesänge, sondern auch aller Statuten von Windesheim zu bewegen, bei denen Neuwerk nun auch 20 Jahre und länger blieb. Nur das Recht, ihren Propst nach eigenem Willen ein- und absetzen zu dürfen, ließen sich die Chorherren nicht nehmen. Gerade wie Petersberg stand nun Neuwerk vier Jahre lang unter Oberleitung des Propstes Busch, der ihm den Johann Bodiker aus der Sylte und den Prior Arnold aus Richenberg als Lehrer und Vorbilder sandte, auch jährlich einmal selbst kam, um sein Werk zu visitieren und fortzuführen.

Näheres über die Art, wie Busch reformierte, erfahren wir aus St. Moritz in Halle, das nach Neuwerk an die Reihe kam. Hier verweigerte man zunächst mehr zu beobachten, als die alte Klosterregel vorschrieb. Da aber Mag. Toke jede Uebertretung der neuen Regel als eine Todsünde hinstellte, die ohne Buße und Bekenntnis zur Hölle führe, ja in

diesem Falle, wo doch der Erzbischof befohlen habe, als noch Schlimmeres, denn eine Todsünde, nahmen Propst Tilemann und sein Konvent die neue Ordnung an. Das gemeinschaftliche Leben wurde wieder eingeführt, Armut, Keuschheit und Gehorsam zur Pflicht gemacht, auch bestimmt, daß fortan im Schlafsaale, Speisesaale und in der Kirche Schweigsamkeit herrschen, vom Kompletorium (Gottesdienst um 9 Uhr abends) bis zur Matutin (bei Tagesanbruch) kein Wort gesprochen, alle Vergehen zur bestimmten Zeit bekannt und gestraft, auch Kirche und Speisesaal zur festgesetzten Stunde besucht werden sollten. Um die Mönche in der neuen Ordnung zu unterweisen, blieb Busch selbst einige Zeit in St. Moritz, besuchte mit den Mönchen „bei Tag und Nacht", das heißt zu allen kanonischen Stunden, den Gottesdienst und ließ ihnen durch den Breslauer Augustiner Mag. Stenslaus vormachen, wie man das Strafkapitel zu halten habe. Dazu warf sich Stenslaus auf den Boden, küßte ihn, bekannte seine Sünden und erbat sich Vergebung. Gerade so sollten die Mönche jeden Sonnabend ihre Vergehungen gegen die Ordensregel und gegen einander bekennen. Hätten der Propst oder in dessen Abwesenheit der Prior das Kapitel zu halten, so sollten diese nicht nötig haben, ihre Sünden zu bekennen. Auch St. Moritz wurde zunächst auf 4 Jahre unter Busch's Einwirkung gestellt.

Busch rühmt die freundliche Aufnahme und Bewirtung, die er nebst seinen Genossen während der ausbedungenen 4 Jahre auf dem Petersberge, in Neuwerk und St. Moritz erfahren habe. Verschiedene Becher Wein und Bier, Wild- und andere Braten seien ihnen vorgesetzt worden. Dafür habe er auch nur im vierten Jahre Reisekosten beansprucht.

Diese vier Jahre waren indessen nur ein Stadium der Vorbereitung auf eine weit eingehendere und nicht nur die Stifte der Augustiner, sondern sämtliche Klöster und Kirchen des Halleschen Kirchenkreises umfassende Reformthätigkeit.

Erzbischof Günther II. war 1445 gestorben. Ihm folgte Friedrich III., ein Graf von Beichlingen. Noch sehr jung an Jahren und ohne Priesterweihe war er in Amt und Würden gekommen. Was ihm aber an wissenschaftlicher und selbst praktischer Bildung fehlte, ersetzte er durch großen

kirchlichen Eifer. Von dem bei ihm hochgeschätzten Mag. Toke ließ er sich über die gottesdienstlichen Gebräuche und die kirchlichen Pflichten seines bischöflichen Amtes unterweisen, sodaß er dieselben bald ohne Vermittlung eines Weihbischofes, deren sich seine Vorgänger durchweg bedient hatten, selbst verrichten konnte. Im Gegensatz zu Günther II. wollte er auch kein Kriegsmann, sondern wirklicher Bischof sein, trug wieder geistliches Gewand, und als jemand mit ihm Krieg anfangen wollte, ließ er ihm einfach sagen, er sei kein Krieger. In seiner Lebensführung soll er durchaus christlich und gegen andere ebenso freundlich und liebreich, wie gegen sich selbst streng gewesen sein. Nach seinem Tode fand sich, daß er auf bloßer Haut einen Bußgürtel getragen hatte. Schon 1451 gab ihm Kardinal Cusa das Zeugnis, er sei der einzige rechtschaffne Bischof, den er in Deutschland gesehen habe.

Solch einem Manne mußten die kirchlichen Schäden seiner Diözese zu Herzen gehen. Sie abzustellen und die begonnene Reformation weiter auszudehnen, suchte er daher den Propst Busch, den er schon im ersten Jahre seines Episkopates treulich unterstützt hatte, bleibend nach Halle zu ziehen. Es gelang ihm dadurch, daß er den Propst Nicolaus Spier, einen alten, einfachen, sehr beleibten und in Rechtssachen wenig bewanderten Mann, von dem eine Fortführung der Reformation nicht zu erwarten war, zur Niederlegung seines Amtes bewog und am 1. Juni 1447 an dessen Stelle in Neuwerk Busch erwählen ließ.

Als Busch bei seinem Anzuge die Türme der Stadt Halle sah, machte er, wie schon früher bei seiner Uebernahme der Propstei in der Sylte, mit Gott gleichsam einen Kontrakt. Betend gelobte er, ohne Rücksicht auf persönliches Wohlergehen das Werk der Reformation betreiben zu wollen, forderte dafür aber auch Gottes Beistand. Seine Einführung in Neuwerk glich fast der eines Bischofs, ihm selbst kam sie wie ein Begräbnis vor. Unter dem Geläut der Glocken, von denen besonders die jetzt im Magdeburger Dom hängende Susanna, nächst der Erfurter die größte in Deutschland, ihre tiefe Stimme hören ließ, und unter dem Gesange des Tedeums wurde er durch den Erzbischof in der hellerleuchteten Kirche zu Neuwerk in sein Amt eingewiesen.

Dabei lag er zwischen vier Leuchtern vor den Stufen des Altars auf den Knieen. Nach der Einführung hatten zuerst der alte Propst, dann der Prior und Subprior, weiter die Erzpriester und Weltgeistlichen der Stadt und ihres Kirchenkreises, endlich die Kanoniker Neuwerks ihm Gehorsam zu geloben. Wer von den letzteren das nicht wollte, durfte das Stift verlassen, was auch einige thaten.

Als Propst von Neuwerk hatte Busch nicht bloß einen bedeutend weiteren Wirkungskreis, sondern auch eine wesentlich größere Autorität denn bisher. Als solcher war er nämlich Archidiakonus über den 11 Quadratmeilen umfassenden und fast von 20000 Menschen bevölkerten „Bannus hallensis", zu welchem die vier Erzpriestersitze (sedes) Halle, Brachstedt (Bracstede), Zörbig (Sorbeke) und Gollme (Colme) mit 120 Pfarrkirchen und etwa 300 Priestern gehörten,[1]) viel mehr als gegenwärtig, wo es in den mit dem damaligen Archidiakonat Halle sich etwa deckenden Diözesen Halle-Stadt, Halle-Land I u. II, Zörbig und Gollme einschließlich der katholischen nur 68 Kirchen und 93 Geistliche giebt.

Um nun in Halle, wie er sich selbst ausdrückte „eine neue Welt" zu schaffen, sah sich Busch zunächst nach einem Prediger um. Denn er selbst war kein Redner. Aber in seinem ganzen Kirchenkreise fand er keinen geeigneten. Er holte sich deshalb aus Hildesheim den Gerhard Dobler und gab ihm den Auftrag, „die Sünden und Laster des Volkes zu strafen, bis völlige Besserung eingetreten sei." Was Dobler predigte, befahl er dann selbst zu befolgen. Dobler war kein ungeschickter Volksredner. Oft hielt er über ein einziges Gebot 3, 4, auch 5 Predigten und sagte dabei wohl: „Warum fangt ihr nicht an, das Gebot Gottes zu halten? Sagt ihr vielleicht: Vater und Mutter thatens auch nicht und sind nun doch selig? Woher wißt ihr das? Haben sie so gelebt, wie jetzt ihr, so sind sie schon in der Hölle. Denn es heißt: „Wenn du zum

---

[1]) So sagt Busch. Im Jahre 1194 war der Bannus hallensis vom Papste durch die Flüsse Saale, Fuhne, Strisize, (Löberbach bei Bitterfeld?) und Elster begrenzt worden.

Leben eingehen willst, so halte die Gebote." Bibelstellen, bemerkt Busch, zog er nicht viel an, sondern ging gleich zur Sache über. Dabei wandte er sich oft an die einzelnen Zuhörer und sagte z. B.: „Du mit dem langen Mantel, Du mit den gestickten Schuhen, Du Ratsherr, Du Armer, was wirst Du sagen, wenn Du auf Deinem Sterbelager liegst und Deine Seele aushauchst? Das überlege Dir einmal!" Im Einverständnis mit Busch verlangte er, daß die Kaufleute an Feiertagen keine Waren ausstellen, sondern ihre Schaufenster schließen sollten. Auch gegen den Wucher predigte er, so daß man als solchen erkannte, was man bis dahin für redlichen Gewinn gehalten, und die Halleschen Wucherer denen, die sie betrogen hatten, mehr als 1000 Gulden ersetzten. Das geschah wohl von Christen. Anders verhielten sich die Juden, die seit alters sich in Halle niedergelassen hatten und in dem nordwestlichen Teile der Stadt, von dem jetzigen Jägerberge bis zur Saale hinab, besondere Straßen bewohnten. Als Dobler auch deren Zinsnehmen strafte und die Bürger aufforderte, ihnen für dieses Sündengeld nichts mehr zu verkaufen, frug man ihn, wovon sie denn ohne Wucherzinsen leben sollten. Er gab die Antwort: Sie könnten ja Landbau und Handwerke treiben, im Garten arbeiten, die Straßen kehren u. drgl.; für so verdientes Geld dürfe man ihnen Lebensmittel verkaufen. Schließlich trieb der Rat die Juden zum großen Bedauern des Erzbischofs, dem sie ein hohes Schutzgeld zahlten, aus der Stadt und machte ihre Synagoge (sie stand wohl auf dem Platze der früheren Universitätsbibliothek) zu einer Kapelle Mariae virginis.

Darüber, ob Dobler auch auf dem Lande gepredigt hat, fehlt die Nachricht.

In gleichem Sinne, wie Dobler von der Kanzel aus, wirkte Propst Busch im Beichtstuhle auf Hebung der Sittlichkeit.

Als ihm einst die Frau eines Ritters beichtete, bemerkte er an ihr ein Medaillon von ziemlicher Größe und erhielt auf die Frage, was darin sei, die Antwort: „Ein auf Pergament geschriebener Brief; wer ihn trägt, kann nicht mit dem Schwerte verwundet oder vom Feinde gefangen

werden, nicht ertrinken noch verbrennen, wird überhaupt von keinem Unglück betroffen. Busch erbat sich darauf den Brief und fand darin geschrieben, daß Papst Leo ihm diese Wunderkraft gegeben habe. Der Brief enthielt außerdem noch den Spruch „Christus siegt, Christus regiert", die Namen der heiligen drei Könige, der Apostel und vieler Heiligen, einer Menge phantastischer Zeichen, Kreuze und Beschwörungen, die Buchstaben des Alphabets und anderes. Es war also ein sogenannter Himmelsbrief, wie ähnliche sich jetzt noch und leider auch bei Evangelischen, besonders bei Soldaten im Kriege finden. „Gute Frau", sagte Busch, „es wundert mich, daß, solange Ihr diesen Brief tragt, der Teufel Euch noch nicht den Hals umgedreht hat, denn was darin steht, ist gegen Gott und den katholischen Glauben, seine Versprechungen sind unwahr, und der Papst hat sie nie gegeben; ich rate, daß Ihr den Brief verbrennt und Euer Vertrauen nicht mehr auf ihn setzet." Da bat die Frau, daß der Propst ihn selbst verbrenne. Busch that das auch später, und zwar, wie er sagt, ohne daß sich dabei etwas neues ereignete. —

Eine andere Frau wurde nach der Beichte und Absolution von Busch gefragt, ob sie nicht die Frau kenne, welche nahe bei der Stadt wohne und Menschen und Tiere, meist kranke Pferde, durch Beschwörung und Anrufung von Dämonen heilen solle. Zu seinem Erstaunen hörte er, sie sei es selbst. Als er ihr aber eröffnete, sie thue damit große Sünde und verdiene verbrannt zu werden, wollte die Frau das nicht zugeben, denn — der Erzbischof Günther selbst habe sie oft holen und seine Pferde durch sie kurieren lassen. Ihr Mann ward darüber sogar so erzürnt, daß er den Propst ermorden wollte. — Als Busch später nachforschte, wie solche Frauen ihre Kuren machten, erfuhr er, sie hätten einen großen Spiegel, in den der Teufel gebannt sei; wenn sie nun um Hülfe gebeten würden, setzten sie sich mit dem Spiegel in der Hand auf eine Wiese und frügen den Teufel, wie sie das kranke Glied heilen könnten; darauf ersähen sie aus dem Spiegel, daß der Teufel ein Gras oder Kraut von der Erde nehme und mit demselben die kranke Stelle bestreiche; das machten sie dann ebenso. Ob der Teufel oder das

Kraut helfe, sagt Busch, wisse er nicht, daß aber der Erzbischof in der That die Frau gern gehabt und ihre Kuren bei seinen Pferden benutzt habe, obgleich er doch sonst solche Zauberinnen und auch die, welche es zu sein sich nur einbildeten, streng bis zum Feuertode verfolgte, käme wohl daher, daß er von der Hülfe des Teufels, mit der dabei geheilt werde, keine Kenntnis besessen habe.

Seit Menschengedenken hatte der Archidiakonus von Neuwerk keine Sendgerichte (Synoden) gehalten. Sein Amt war eben zu einem bloßen Titel und einer guten Einnahmequelle herabgesunken. Busch griff nun auch hier seine Pflicht mit Ernst und Eifer an.

Den Anfang machte er mit dem Dekanat Halle, dem größesten Erzpriestertume seines Bannes, das schon 1331 achtundzwanzig Pfarreien zählte. Er berief die Geistlichkeit aus Stadt und Land nebst dem Stadtrate und vielen „reichen und gelehrten" Personen zu einer Synode in die Marienkirche. Zuerst fand die Verhandlung mit den Geistlichen statt. In priesterlichem Gewande setzte sich der Propst auf den Altarplatz. Vor ihm stand ein Tisch mit brennenden Kerzen und Reliquien. Ihm zur Rechten saß sein Offizial, zur Linken der Erzpriester (senior), auf beiden Seiten des Chores die anderen Priester. Nach Erledigung der die Rechtsgültigkeit der Synode festsetzenden Formalitäten ließ er die Synodalstatuten verlesen, und zwar neben den alten auch die von ihm selbst aufgesetzten neuen. Darauf hielt er eine lateinische Rede über Leben und Sitten der Geistlichen und forderte die einzelnen auf, öffentlich anzuzeigen, was sie selbst oder andere gegen die Gebote der Kirche gefehlt hätten. Alle, auch der vereidigte Ankläger, schwiegen. Sie hofften, daß nun auch er schweigen würde, wie das bei den Kapiteln aller Mönche zu geschehen pflegte. Aber Busch schwieg nicht, sondern verlangte vom Erzpriester zu erfahren, wie er unter diesen Umständen Fehler bessern könne. Als dieser erbleichte, fürchtete Busch, daß selbst er eine Konkubine habe. Endlich half ein juristisch gebildeter Weltpriester der Verlegenheit dadurch ab, daß er wegen der neuen bisher unbekannten Statuten eine Vertagung des Rügegerichtes bis zur nächsten Synode vorschlug. Dem stimmte Busch bei. Bezeichnend

war noch, daß selbst der rechtskundige Offizial nicht wußte, was nach dem kanonischen Rechte auf den Synoden zu verhandeln sei, und sogar der versucherischen Behauptung des Propstes, das Wort Synode käme im kanonischen Rechte garnicht vor, völlig zustimmte.

Nachdem so die Verhandlung mit der Geistlichkeit resultatlos verlaufen war, wurden unter Glockengeläut die Kirchthüren für die Laien der Stadt und der benachbarten Dörfer geöffnet. Propst Busch setzte ihnen auseinander, daß jetzt entschieden werden solle, wer ein guter oder wer ein schlechter Christ sei, und forderte die vereideten Ankläger auf, anzuzeigen, was in ihren Parochien gegen Gottes und der heiligen Kirche Gebot gesündigt worden sei. Auch hier allgemeines Schweigen. Da wandte er sich an einen ländlichen Geschwornen: „Haben Eure Gemeindeglieder diese Gebote gehalten?" Antwort: Ich weiß es nicht anders. „Sind alle in Eurem Dorfe gute Christen, die den Feiertag heiligen, nicht zaubern, wahrsagen und dergleichen?" Ja. „Seid Ihr selbst ein guter Christ, dann sagt das Paternoster auf deutsch." Sofort sagte das der Mann und darauf auch das Avemaria, beides in gutem Deutsch. „Bekennet auch den Glauben!" Auch den bekannte er mit lauter Stimme und in reinem Deutsch. „Wann Gott die Lebendigen und die Toten richten will, werden dann alle tot oder alle lebendig sein?" Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daß Gott sie richten wird. „Bedenkt einmal, daß Eure Eltern und Vorfahren in den Gräbern liegen und vielleicht schon längst Staub und Asche sind; glaubt Ihr nun, daß Gott auch die Leiber der Verstorbenen aufwecken und ihnen dieselben Augen, Arme, Hände, Fleisch, Haut und Haare wiedergeben wird?" Ich glaube, daß Gott allmächtig ist, will er's, so kann er's, und ich glaube, daß er es will. „Wie lange dauert das ewige Leben, hundert Jahre?" Was sagt Ihr? Es dauert wohl mehr, als hunderttausend Jahre. — Hocherfreut über diese Antworten lobte Busch den Mann und entließ ihn. Als er nach den Verhandlungen bei dem Pfarrer von St. Marien mit den Geistlichen zum Mittagsessen war, frug er, woher wohl jener Bauer so gut hätte antworten können, und erfuhr, daß sein Pfarrer den Gemeindegliedern

zur Pflicht mache, mit niemand im Wirtshause zusammen zu essen und zu trinken, der nicht zuvor das Vaterunser, das Avemaria und den Glauben gesprochen habe; so hätten sie es gelernt.

Die Hallenser Bürger, die nach den Bauern an die Reihe kamen, antworteten Mann für Mann: „Ich weiß nichts über meine Nachbarn, und wenn ich selbst etwas gegen die zehn Gebote gefehlt habe, so will ich mich da anklagen, wo ich muß". Sie meinten: im Beichtstuhle. Busch aber sagte, er wolle wohl 100 Gulden schuldig sein, wenn die Hallenser in Wahrheit nichts gegen Gottes und der Kirche Gebot gethan hätten, was Rüge verdiene. Die Hallenser dagegen, obenan ein Ratsmeister, sagten nach der Synode heimlich zu einander: „Hätte der Herr Propst uns so genau gefragt, wie jenen Landmann, wir hätten nicht antworten können."

Geradeso wie in Halle hielt Archidiakonus Busch auch in den übrigen Erzpriestersitzen des Bannes Synoden ab. Nur über die in Brachstedt erzählt er uns aber Näheres. Hier frug er die im Chor der Kirche um ihn herumsitzenden Geistlichen, wie sie die Kinder tauften, was der Erzpriester richtig angab. Als jedoch ein Geistlicher nach den Worten gefragt wurde, mit denen er des Herrn Leib konsekriere, zögerte derselbe. Der gegenübersitzende Erzpriester wollte ihm helfen und schrie: „Fünf Worte, fünf Worte!" wurde aber zum Schweigen verwiesen. Nochmals gefragt sagte jener Priester: „Wenn ich ein Meßbuch hätte, würde ich's wohl wissen." Der Propst nahm nun ein Meßbuch, in welchem der Priester knieend die betreffenden Worte zeigen sollte. Er wies aber auf diejenigen Worte, welche der Priester nach der Wandlung spricht. Trotzdem konnte er nach beendeter Synode die Messe mit allen Gebeten und Zeichen vorschriftsmäßig halten. Im Pfarrgarten aber nach eingenommenem Frühstück nochmals gefragt, ob er sich nun die Konsekrationsworte überlegt habe, sagte er wieder: „Daß werde der Leib und das Blut unsres Herrn Jesu Christi," eine Formel, die vor der Konsekration gesprochen wird. So mechanisch hatte der Mann das heilige Amt verrichtet! Darauf hin verbot ihm Busch, die Messe wieder zu lesen, bevor er sie in Neuwerk ordentlich gelernt habe. In seiner

Kirche mußte nun ein anderer neue Hostien für die Kranken weihen, die vorgefundenen aber, an deren ordnungsmäßiger Konsekration Busch zweifelte, beseitigen. Die Universität Erfurt entschied übrigens später auf Busch's Anfrage, daß jener Priester gültig celebriert und konsekriert habe.

Als die Gemeinde geradeso wie in Halle nach Vaterunser, Avemaria und Glauben gefragt war, erkundigte sich eine Frau, ob sie ihr selbst getauftes Kind in geweihter Erde begraben dürfe. Busch verneint das, weil die Frau wohl dreimal Wasser über den Kopf gegossen, dabei aber nur gesprochen habe: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes," nicht aber: „Ich taufe dich u. s. w." So mußte die Mutter ihr Kind als ein ungetauftes außerhalb des Gottesackers beerdigen. Dazu erhielt sie eine Vermahnung zur Buße, weil sie die Seele ihres Kindes getötet habe. —

Busch durchzog fast seinen ganzen Archidiakonat, visitierte die Kirchen, hielt Synoden und frug dabei, wie man die Sakramente, Taufe, Abendmahl und die letzte Oelung halte, wo man das Chrisma und Oel verwahre, und wie das Volk die Gebote Gottes und der Kirche befolge. Daß er nach den Predigten sich erkundigt habe, wird von ihm nicht berichtet.

Am schärfsten ging er gegen die im Konkubinate lebenden Geistlichen vor. Kein Priester durfte eine verdächtige Frau in seinem Hause behalten. Die meisten folgten seinem Befehl, einige aber legten lieber ihr Amt nieder. Die Folge war, daß etliche Kirchen keine Priester hatten. Als ein Meißnischer Ritter, also wohl aus dem Bezirke Gollme oder dem Amt Petersberg, ihm erklärte, es sei doch besser, die Priester behielten ihre Konkubinen, als daß das Volk der Messe und Predigt entbehre, berief sich Busch auf seinen mit Gott geschlossenen Bund, nach welchem es ihm ohne Verlangen nach Lohn eine Freude sein sollte, das zu thun, was er vor Gott als recht erkannt habe. Zugleich stellte er für den Fall des Widerstrebens Gewaltmaßregeln des Herzogs von Sachsen und des Erzbischofs von Magdeburg in Aussicht. Die Gemeinden blieben also ohne Priester. Wer sich unter seine Anordnung

beugte, wurde lindiglich behandelt. Ein Priester, der angeklagt war, daß er von seiner Haushälterin einen Sohn habe, brauchte sich bloß 8 Tage lang in Neuwerk Bußübungen zu unterziehen. Man riet ihm, er solle doch lieber Geld geben, und selbst der Offizial des Propstes machte den Vorschlag, sich durch 2 Faß Naumburger Bier, welches das beste der Gegend sei, von den Exercitien loszukaufen, „er aber ertrug lieber die Scham vor Menschen, als daß er Geld gab." Da Busch diese Vorschläge selbst berichtet und zwar ohne sie zu tadeln, scheint er für Geldbußen nicht unzugänglich gewesen zu sein. Leider hielt er sich bei seinem disziplinaren Vorgehen nicht frei von Trug und Hinterlist. Einmal zitierte er einen Priester und dessen Haushälterin nach Neuwerk. Dort ließ er zuerst den Mann vor sich, das Weib aber draußen. Scharf ins Verhör genommen leugnete der Priester jeden geschlechtlichen Umgang mit der Frau und bekräftigte seine Aussage sogar eidlich. Da ging Busch zu der Frau und sagte ihr: „Euer Herr hat über Euch die Wahrheit gesagt, redest Du anders, so vertreibe ich Dich aus der Magdeburger Diözese." Da bekannte sie. Das sagte Busch nun wieder dem Priester, der darauf auch seinerseits seine Sünde eingestand, um Schonung bat und sich ganz unterwarf. Nach ernster Gewissensmahnung wurde er scharfer Pönitenz unterworfen.[1])

[1]) In Beziehung auf die Konkubinate bemüht sich Dr. K. Grube, die „protestantische Ansicht von dem Greueln des Papsttums" als eine ungerechte hinzustellen. Er meint ausrechnen zu dürfen, daß unter den Geistlichen des Halleschen Kirchenkreises nur 3% Konkubinarier, 97% aber, also von 300 Priestern 291, sittlich intakt gewesen seien. Aber jene Einzelfälle erwähnt Busch doch nur aus besonderem seelsorgerlichen Interesse und durchaus nicht in der Meinung, daß sie die einzigen Uebertretungen des Zölibats gewesen wären. Der Umstand, daß Busch in keinem Priesterhause ein weibliches Wesen duldete, die Beschwerde des Meißnischen Ritters, der Verdacht, den Busch sogar gegen einen Erzpriester hegte, weisen auf eine weit größere Verbreitung des Konkubinates hin, als Grube annimmt. Und hätten wirklich nur 9 Priester Konkubinen gehabt, wäre das nicht schon schlimm genug? Noch schlimmer aber war, daß man so etwas eben duldete, ehe Busch eingriff. Außerdem ist hier nur vom Konkubinat die Rede und noch garnicht von der Hurerei der Priester und Mönche.

Auch der Kirchenbesuch der Priester ließ viel zu wünschen übrig. Besonders die Altaristen, d. h. die an Nebenaltären angestellten Priester pflegten nach der Frühmesse die Kirche zu verlassen und nicht wieder zu kommen. Busch forderte, daß sie sämtlichen Messen, Vespern und Prozessionen der Sonn- und Festtage im Ornat beiwohnen und dabei nicht schwatzen sollten. Was sie von der Gemeinde verlangten, hätten sie selbst zu thun und ein gutes Beispiel zu geben. Ihre Entschuldigung, da sie keine Haushälterinnen und Mägde mehr halten dürften, müßten sie zuhause bleiben, um sich ihr Essen selbst zu kochen, ließ er nicht gelten. An allen Haupt- und Marienfesten sollten sie ihre Plätze im Hohenchore haben. Der Magister fabricae Nicolaus Osse wurde deshalb veranlaßt, in St. Marien sofort Chorstühle anfertigen zu lassen.

Genau kontrolierte Busch den Inhalt der — wesentlich von Mönchen — gehaltenen Predigten. Einst hatte ein Augustiner-Eremit, der zum Almosensammeln nach Halle gekommen war, auf der Kanzel gesagt, auch Kaiphas sei selig geworden, denn er habe sich durch sein Wort: es sei besser, daß ein Mensch sterbe u. s. w., als Prophet erwiesen. Busch zeigte ihm aus Matthäus 7, 22, daß es auch unselige Propheten gebe, und als der Augustiner bemerkte, er habe in einem Buche gelesen, daß der Apostel Jakobus auch den Kaiphas bekehrt habe, erwiderte er, in Büchern stehe viel falsches. Der Augustiner mußte in seiner nächsten Predigt seinen Irrtum widerrufen und sagen, es sei mit der Seligkeit des Kaiphas doch nicht sicher. — Aehnlich mußte ein Franziskaner seine Behauptung, daß ein Zinsnehmen und selbst ein hohes erlaubt sei, öffentlich zurücknehmen.

Ebenso ordnete Busch an, daß jeder Priester, Franziskaner, Dominikaner oder auch Servit in Halle seine erste Messe nur mit Einwilligung des Propstes und an dem Tage halten dürfe, den dieser bestimme.

Eine besondere Förderung des christlichen Lebens ver-

Daß Busch selbst sagt, die Kanoniker in Neuwerk hätten durchaus ohne Enthaltsamkeit gelebt, läßt tief blicken.

sprach sich Busch von Einrichtung neuer, und Änderung bestehender Prozessionen. Zum Andenken daran, daß unser Herr Christus „durch sein Kreuz der Hölle Macht gebrochen", ordnete er an, daß das Kreuz jeden Sonn- und Festtag über den Gottesacker um die Kirche von St. Marien herum getragen werde. Voran sollten die Schüler gehen, dann die Altaristen, die Kapläne, die Terminarier, der Pfarrer (plebanus), die Ratsmeister und der übrige Rat, darauf alle Männer der Parochie und zuletzt die Frauen. Zur Förderung dieser Prozession ließ er durch seinen Prediger einschärfen: „Wer unter der Fahne Christi gegen den Teufel mitkämpft, wird von der Hölle befreit und in das himmlische Paradies eingeführt". Die Prozession bestand nur 20 Jahr lang.

Dienstag nach Jubilate, am Tage St. Markus, fand seit alters eine gemeinschaftliche Prozession sämtlicher Parochien statt. Von St. Marien aus, wo die St. Moritz- und St. Gertrud-Gemeinde sich anschloß, bewegte sie sich durch die Stadt, nahm die Pfarrer von St. Ulrich und St. Laurentius mit ihren Parochianen auf und zog dann nach Neuwerk. Hier wurde zunächst von allen Priestern eine Messe gesungen, und dann ging der Zug um die ganze Stadt herum. Jeder Pfarrer der fünf Gemeinden trug dabei seine eigene Monstranz. An den vier Ecken der Stadt lasen die vier Stadtpfarrer die Anfänge der 4 Evangelien, abwechselnd ein jeder einen. Zum Schluß spendete der Rat dem Propste, der aber nicht selbst teilnahm, ebenso dem Neuwerker Scholastikus ein Quantum Wein. Diese Prozession änderte Busch deshalb ab, weil die verschiedenen Monstranzen den Schein erweckten, als habe jede Parochie ihren besonderen Gott. Man sollte nur der Monstranz der Marienkirche als derjenigen der Hauptkirche folgen. Die Geistlichen mußten ja gehorchen, aber Rat und Bürgerschaft waren unzufrieden. Besonders die St. Moritz-Gemeinde hätte gern ihre Monstranz, weil sie die schönste war, bevorzugt gesehen. Der Propst wurde deshalb zu einer Verhandlung auf das Rathaus geladen, wo ihm der erste Ratsmeister für sein Erscheinen besonders deshalb dankte, weil die Bürgerschaft bei seinem Ausbleiben gedroht habe,

zuerst sein, des Ratsmeisters, Haus zu stürmen und seinen Wein auszutrinken, dann aber mit Neuwerk es ebenso zu machen. Man einigte sich dahin, daß allerdings nur eine Monstranz, diese aber abwechselnd von den einzelnen Pfarrern getragen werde.

Im Jahre 1451 endlich führte Busch auf Betrieb des Kardinallegaten Cusa noch die allgemeine Fronleichnamsfeier ein. Dieses höchste Kirchenfest war in Halle allerdings schon vorher und auch mit Prozession gefeiert worden, jedoch nicht gemeinschaftlich. Von jetzt ab bewegte sich an jedem Donnerstag nach Trinitatis durch die obere Stadt und das Thal ein großartiger Zug, an welchem sich sämtliche Geistliche, Mönche, obrigkeitliche Personen, Zünfte und Einwohner um so eifriger beteiligten, als der Legat jedem Teilnehmer 100 Tage Ablaß gewährt hatte, der Rat aber den Erzbischof, die Geistlichkeit und die Mönche je nach ihrer Stellung mit einer größeren oder kleineren, feineren oder geringeren Weinspende bedachte.[1])

Um kein wirkliches Verdienst Busch's zu vergessen, muß

---

[1]) Außer diesen Prozessionen waren zu jener Zeit noch etliche andere üblich. So am Palmsonntage eine auf dem Felde zwischen Neuwerk und der Stadt. Auch die Stadtgemeinden nahmen an ihr teil, weil nur in Neuwerk die Palmen geweiht wurden. Man trug ein Kruzifix herum, das der Propst durchbohrte (!) und dabei nach Matth. 26, 31 sang: „Percutio in pastorem et dispergentur oves gregis". Selbst der Erzbischof pflegte dabei zu sein. — Eine andere Prozession hielt Neuwerk am Himmelfahrtstage. In besonders festlichen Kleidern zog der Konvent auf dasselbe Terrain. Vor dem Propste wurde ein eiserner Thron hergetragen, auf den er sich an einem bestimmten Orte niederließ. Mit Kreuzen und Fahnen einander gegenüberstehend und Reliquien tragend stimmten nun die Mönche lateinische Wechselgesänge an, und das Volk, das aus der Stadt zuströmte, antwortete mit deutschen Liedern. Darauf zogen Propst, Mönche und Volk in die Kirche zu Gesängen und einer vom Probst selbst gehaltenen hochfeierlichen Messe. — Bei einer dritten Prozession wurde der Leib des heiligen Alexander, des Schutzpatrons von Neuwerk und dem ganzen Archidiakonat, in einem versilberten und vergoldeten, auch mit Edelsteinen geschmückten Sarge unter dem Gefolge der Pröpste von Neuwerk, St. Petersberg und St. Moritz umhergetragen. Den Tag des heiligen Alexander feierte der ganze Kirchenkreis.

hier noch erwähnt werden, daß er auch das Aufgebot der zu trauenden Paare eingeführt hat. Der Rat widersetzte sich allerdings ganz entschieden, was zur Folge hatte, daß die Tochter eines Ratsmeisters ein Vierteljahr länger auf ihre Hochzeit warten mußte, obgleich ihr Vater das Aufgebot zugeben wollte. Busch drang aber auch hier mit seinem Willen durch; nur gestattete er, daß das letzte Aufgebot im Hochzeitshause oder in der Kirche zur Vesper gehalten werden durfte. Die übrigen mußten Sonntags im Hauptgottesdienste stattfinden.

In seiner Eigenschaft als Propst von Neuwerk setzte Busch auch die Reformierung der Zisterzienser-Frauenklosters Marienkammer in Glaucha durch. Dieselbe bereitete ihm keine geringen Schwierigkeiten. Das Kloster stand nämlich nicht unter der Jurisdiktion des Erzbischofs, sondern unter der des Vaterabtes von Kloster Zinna bei Jüterbog, wie auch ein Mönch dieses Klosters in ihm Beichtvater war. Nur einmal im Jahre durfte der Erzbischof die ihm auch persönlich wenig geneigten Nonnen visitieren.

Eine solche Visitation nahm Erzbischof Friedrich im Beisein von 14 Cisterzienseräbten, die gerade in Halle waren, wie es scheint Ende 1449 oder Anfang 1450 vor. Einen Teil der Nonnen examinierte er selbst, einen anderen der Abt von Walkenried. Ob sich dabei erwies, daß die Nonnen, wie die von Marienborn bei Helmstedt, sämtlich Latein konnten, wird nicht berichtet, ist auch mehr als zweifelhaft, wohl aber, daß sie neben ihrem gemeinschaftlichen Besitze noch Privateigentum besaßen, und daß nur einzelne die Annahme einer Reformation versprachen.

Zur Einführung einer neuen Ordnung wurden nun die Äbte von Marienrode und Michaelstein bestellt. Als sich diese jedoch mit Propst Busch zusammen von Neuwerk aus, wo sie Wohnung genommen hatten, nach Marienkammer begaben, wurde ihnen der Eintritt verweigert. Der Prior von St. Moritz, dessen Mönche im Verdacht standen, einen Windesheimer Mönch, der vorher schon einmal die Nonnen reformieren sollte und in St. Moritz eingekehrt war, mit vergiftetem Wein ums Leben gebracht zu

haben, hatte ihnen nämlich gesagt: „Lasset Ihr Busch herein, so müßt Ihr alles thun, was er will. Denn so hat er's auch bei uns gemacht.“ Erst auf die Bedrohung mit Exkommunikation und Interdikt hin öffnete die erschreckte Äbtissin die Pforte. Nur Busch sollte nicht mit hinein. Endlich wurde auch diesem der Zutritt gestattet, jedoch unter der Bedingung, daß er kein Wort rede, was schließlich noch dahin gemildert wurde, daß er zwar nicht mit den Nonnen, doch aber mit den Äbten sprechen dürfe. So ergrimmt waren mehrere der Nonnen gegen Busch, daß sie sich bei seinem Eintritt nicht einmal grüßend verneigten.

Natürlich lehnte Marienkammer die Reform zunächst rundweg ab. Als Grund führte man an, daß die Nonnen ohne Privatbesitz nicht leben könnten. So sollten sie angeben, wie viel Insassen das Kloster zu erhalten vermöge; die übrigen werde man in andere Klöster versetzen, und könnten die zurückgebliebenen die Horen nicht singen, so möchten sie dieselben lesen. Das schlug durch. Die Nonnen hielten eine lange Beratung, und deren Ergebnis war: „Wir bitten dringend, daß man uns beisammen lasse; wir haben Gott und Genüge und wollen lieber bloß Brot und Milchspeise essen, wenn wir nur beisammen bleiben dürfen“. Darauf hin wurde ihnen das Bleiben gestattet, dabei aber festgesetzt, daß sie in Zukunft auf alles Privateigentum verzichten, gemeinschaftlichen Tisch haben, durchaus in Gemeinschaft leben und alles nach Vorschrift thun sollten. Die Verwandten in der Stadt, die den Einzelnen bisher Lebensmittel gesandt hatten, mußten versprechen, dieselben fortan dem ganzen Kloster spenden zu wollen. Alles unter der Androhung: Wenn sie es nicht hielten, würde der Erzbischof einen Teil der Nonnen auf seinen eigenen Wagen fortschaffen. Nach früheren Erfahrungen traute man weder den Nonnen, noch deren Verwandten. Busch ließ, um sich die Nonnen freundlich zu stimmen, noch an demselben Tage von Neuwerk aus einen Wagen voll Weizen zu Brot und ein Fuder Gerste zu Bier durch die Stadt nach Marienkammer fahren, spendete auch ein Schock kleiner weißer Käse. Propst Buße von St. Moritz schickte ein großes Faß Wein.

Busch machte nun die Nonnen mit ihren neuen Pflichten näher bekannt, zeigte, wie sie beim Schuldkapitel auch Verborgenes öffentlich bekennen und dafür um Verzeihung bitten, auch wie sie alles im Kloster, Schlafsaal, Kreuzgang, Arbeitsraum u. s. w. halten sollten. Weil der Zinnaer Mönch, der als Beichtvater im Kloster war, sich der Reform nicht geneigt erwies, verlangte Busch, daß die Nonnen ein Jahr lang bei ihm selbst oder bei einem Neuwerker Kleriker beichteten. Als er zum ersten Male Beichte saß, verschmähte er aber wieder nicht das Mittel des Betruges. Die Bedenklichkeit der Nonnen wohl merkend sagte er nämlich: „Euer Beichtvater sitzt gewöhnlich im Stuhle am Fenster, dahin könnt Ihr gehen", setzte sich aber selbst in diesen Stuhl. Als die Abtissin, die als die erste zur Beichte kam, mit Schrecken merkte, daß sie nicht dem Zisterzienser, sondern dem Propste ihre Beichte abgelegt hatte, wurde sie zum Schweigen bewogen. So kamen auch die anderen Nonnen der Reihe nach zu ihm. Sie werden manches gebeichtet haben, was ihn wenig ergötzte.

Der Vaterabt von Zinna, der mit dem Eingriff in seine Rechte nicht zufrieden war, beschwerte sich darüber allerdings bei dem von Kardinal Cusa in Magdeburg abgehaltenen Generalkapitel, mußte sich aber von Busch sagen lassen, daß ihn Gott dafür nicht ungestraft lassen werde. „Der Abt", erzählt Busch, „wurde auch noch in Magdeburg krank und starb ehe er nach Hause kam." —

Man muß in der Thätigkeit des Busch drei Stufen unterscheiden. Zuerst war er vier Jahre lang von Hildesheim aus als Kommissar der Magdeburger Erzbischöfe mit der Reform der Augustinerstifte beschäftigt. Erweitert wurde seine Machtbefugnis dadurch, daß er zum Propst von Neuwerk und dadurch zum Archidiakonus des Bannus Hallensis gewählt wurde. Sein Wirkungskreis sollte aber ein noch weiterer und seine Machtbefugnis eine noch größere werden.

Am 7. Juni 1451 berührte nämlich bei seinem Umzug durch Deutschland von Erfurt aus der berühmte Kardinallegat Nicolaus von Cusa (Nicolaus Cryfftz) auch die Stadt Halle.

Geboren im Jahre 1401 war dieser durch viele treffliche

Eigenschaften ausgezeichnete Mann zu Deventer in der Schule der Brüder vom gemeinsamen Leben gebildet und später (1432) durch den Erzbischof von Trier als Gesandter auf das Konzil zu Basel geschickt worden. Hier suchte er anfänglich zwischen der Partei des Papstes und derjenigen, welche die Konzilien den Päpsten überordnete, zu vermitteln, indem er allerdings die Päpste durch eine Repräsentation der ganzen Kirche gewählt wissen wollte, sie aber doch als die Seele, die Konzilien als den Leib der Kirche bezeichnete. Diese Stellung war jedoch für ihn unhaltbar, und als 1433 eine Spaltung des Konzils drohte, trat er offen auf die Seite der päpstlichen Minorität, ohne jedoch jemals dem extremsten Absolutismus des Papsttums zu huldigen. Von dem sittlichen Ideal der „Nachfolge Christi“ und der kirchenpolitischen Grundlage der Aufrechterhaltung der hierarchischen Machtansprüche aus war nun Cusa durchaus ein Mann der kirchlichen Reformation. Durch eine Belebung der Provinzialkonzilien und die ständige Einrichtung von Visitationen glaubte er die Kirche bessern zu können. Im einzelnen war er ganz im Sinne der Baseler Reformdekrete gegen den Mißbrauch des Ablasses, sonderlich seine ausschließliche Gewährung für Geld, die Simonie, den Konkubinat der Priester, die Errichtung neuer Brüderschaften und die Verhängung des Interdiktes wegen Geldschulden. Die Reformation der Klöster betrieb er ganz nach Weise der Windesheimer. Erweckung religiöser Gesinnung durch eine wahrhaft sittliche Volkserziehung und Beschneidung der Auswüchse des Aberglaubens, wie er denn auch die Wallfahrten zum heiligen Blut in Wilsnack als Schwindel bezeichnete, war das Ziel seines Strebens. Dazu beförderte und übte er die deutsche Predigt und befleißigte sich selbst eines schlichten Auftretens, strenger Selbstzucht und echter Volkstümlichkeit.

Der große Ruf, welcher dem Generallegaten voranging, verbunden mit der Aussicht auf den Jubelablaß des Jahres 1450, den er zu verkündigen, und dem Kreuzzuge gegen die Türken, den er zu predigen kam, verschafften ihm in Halle einen glänzenden Empfang. Hundert stattlich gerüstete Reiter zogen ihm entgegen, und am Klausthor

begrüßten ihn Klerus und Volk. Unter Glockengeläut wurde er nach der Marienkirche geleitet, wo er eine feierliche Ansprache des Pfarrer Reyd entgegennahm, und von da nach dem Quartier, das ihm der Rat bereitet hatte. Das Volk beglückte Cusa dadurch, daß er nicht nur die Fronleichnamsfeier mit reichlichem Ablaß bedachte, sondern auch durch Gewährung von Ablaß an die einzelnen Kirchen für die neun hohen Heilands- und Marienfeste sich sehr freigebig erwies.

Ueber Cusas Wirksamkeit in Halle ist Näheres nicht bekannt. Nur aus Magdeburg wird berichtet, daß er auf der dort von ihm gehaltenen Provinzialsynode Verordnungen über das Tragen des Sakraments, über den Chordienst, über die Juden und ein scharfes Dekret gegen die Konkubinarier erließ. Das alles galt natürlich auch für Halle. Ein Propst Busch aber, der so ganz seines Sinnes war und seinen Reformplänen völlig zustimmte, mußte für ihn der rechte Mann sein. Er erkannte daher dessen Wirksamkeit nicht nur völlig an, sondern gab ihm auch am 28. Juni, bald nach seiner Abreise aus Halle, von Magdeburg aus den Auftrag, im Namen des Papstes sämtliche Augustinerstifte des Erzbistums Magdeburg, sowie der sächsischen und thüringischen Teile von Mainz zu reformieren, machte ihn also zum päpstlichen Legaten. Zum Gehilfen wurde ihm Propst Dr. Buße von St. Moritz gegeben. Nach seiner Instruktion sollte Busch bei den Vorstehern der Klöster anfangen und so herabsteigen, bis alles, was den Windesheimer Statuten widerspreche, wenn nötig auch mit Zuhilfenahme der weltlichen Gewalt, gebessert sei. In Jahresfrist sollte die Sache fertig sein. Klöster, welche die Reformation annahmen, sollten die Gnade des Jubelablasses erhalten, die es aber nicht thun würden, alle Privilegien, sonderlich das Recht der Wahl ihres Vorstehers verlieren, ja dem Interdikt verfallen. Beide Visitatoren bekamen Vollmacht, von Reservatfällen und kirchlichen Zensuren absolvieren, von allen Unregelmäßigkeiten dispensieren, Interdikte aufheben, durch Simonie erhaltene Pfründen bestätigen und die Inhaber ungerecht genossener Einkünfte von der Restitutionspflicht lossprechen zu dürfen.

Auf seine neue Machtvollkommenheit sich berufen zu müssen, wird Busch in seinem eigenen Kloster Neuwerk wohl nicht nötig gehabt haben.

Hier war, wie es scheint, bereits alles in seinem Sinne geregelt. Neuwerk hatte sich der Windesheimer Kongregation angeschlossen und deren Ordnungen angenommen. Solche Uebelstände, wie sie früher auch hier geherrscht hatten, daß man im Refektorium beim Benedicite lachte, bei Tische und beim Gottesdienste herumgaffte, in den Chor zu spät kam oder in ihm länger ohne Erlaubnis blieb, das an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten angeordnete Schweigen brach, ohne Erlaubnis und Zeugen sich durchs Fenster mit den Leuten unterhielt, — das und ähnliches wird nicht mehr vorgekommen sein, oder, wenn es vorkam, im Kapitel streng gerügt worden sein. Man wird die täglich vier Stunden in Anspruch nehmenden Horen regelmäßig und andächtig gehalten und sonst sich, wie in Windesheim selbst geschah, mit körperlicher Arbeit als Ackerbau und Bauten, mit Abschreiben und Malen von Büchern, mit Unterrichtgeben und auch etwas mit Theologie beschäftigt haben. Regelmäßig wird das capitulum culparum gehalten und bei demselben für Uebertretungen die übliche Strafe, die für Schwätzer in Schweigen, Entziehung der Nahrung und Essen auf der Erde, für Müßiggänger in Einzelhaft, Wachen und Arbeiten bestand, verhängt worden sein. Busch hielt auf strenge Ordnung, hatte jedoch auch ein Herz für seine Untergebenen. Als im Jahre 1450 die Pest so arg wütete, daß man in Halle 5000 Tote zählte, nahm er nicht nur an der Prozession gegen dieselbe teil, die der Erzbischof selbst leitete, sondern betete auch „Tag und Nacht" in seinem Kloster, daß keiner seiner Brüder sterben möge, welches Gebet auch erhört wurde.

Mehr schon dürfte sich noch in St. Moritz zu thun gefunden haben. Allerdings war hier der altersschwache und arbeitsmüde Propst Tilemann zur Niederlegung seines Amtes bewogen worden, und das tüchtigste Konventsmitglied, der oben genannte Paul Buße, Dr. des kanonischen Rechtes und Angehöriger der Halleschen Patrizierfamilie der Bußen oder Bausen, an seine Stelle getreten, auch

hatte der Konvent, wie Buße schon vor seiner Bestätigung dem Erzbischof versprechen mußte, die Kleidung und Ordnung von Neuwerk und Windesheim formell angenommen, stellte die Tische im Refektorium wie dort, sang das Benedicite und Gratias, hatte mitten über den Tischen eine Glocke aufgehängt u. s. w.; doch war noch durchaus nicht alles vollendet, am wenigsten der ernste Klostergeist wieder eingezogen. Noch als Erzbischof Johannes, Friedrichs III. Nachfolger, den Propst Buße zu seinem Geheimen Rate machte, verlangte er von ihm die Vollendung der Reformation in St. Moritz in allen Dingen nach Neuwerker Ordnung. Die geistliche Führung des Klosters übernahmen übrigens von 1461 ab drei auswärtige Kanoniker, während der vielbeschäftigte Propst Buße nur das Äußere leitete, bis der bei den Hallensern sehr beliebte Mann 1472 ganz resignierte.

Auch auf dem Petersberge, wo man doch Busch zuerst so freundlich aufgenommen hatte, wurden die neuen Ordnungen noch durchaus nicht befolgt. Als die päpstlichen Visitatoren Busch und Buße 1451 dorthin kamen, stießen sie sogar auf solche Schwierigkeiten, daß die Visitation auf bessere Zeiten verschoben werden mußte. Im Jahre darauf beklagte sich Kloster Petersberg zusammen mit den Augustinern von Leipzig[1]) und Altenburg beim Kurfürsten von Sachsen und dem Markgrafen von Meißen über die unberechtigten Eingriffe des Magdeburger Erzbischofs. Die sächsischen Herrscher wandten sich daraufhin an Kaiser Friedrich IV. und an den Papst. Letzterer wies allerdings die Kläger ab und schenkte Busch 500 Fl. für arme Klöster, — auf dem Petersberge blieb es aber doch beim alten.

Gerade die hervorragende Stellung, die Busch dem Kardinal Cusa verdankte, sollte indessen die Ursache werden, daß er Halle verlassen mußte. Bis dahin hatte ihn der Erzbischof trotz aller Klagen über sein gewaltsames Eingreifen in die Rechte der Klöster und seine oft kleinlichen

[1]) Das dortige Thomas-Kloster hatten Busch und Buße schon 1450 visitiert.

Aenderungen des Hergebrachten zu halten gewußt. Als Busch aber infolge seiner Geschäfte als päpstlicher Visitator, die ihn vielfach auf Reisen führten, seine Obliegenheiten als Propst und Archidiakonus von Halle offenbar vernachlässigte, ging ihm die Gunst des Erzbischofs verloren. Ob nicht auch, wie allerdings zu vermuten ist, noch ein besonderer Anlaß seinen bisherigen Gönner umstimmte, wissen wir nicht. Genug, seit Anfang des Jahres 1454 legte ihm der Erzbischof wiederholt nahe, auf seine Stellung als Propst an Neuwerk verzichten zu wollen, und noch war kein halbes Jahr vergangen, da leistete Busch auch Folge und begab sich zunächst nach Kloster Wittenburg. Nicht ohne Bitterkeit verließ er die Stadt, in welcher er elf Jahre lang gewirkt hatte. Im Jahre 1459 wurde er wieder Propst in der Sylte und blieb das bis 1479, wo er auch hier resignierte. Sein Nachfolger in Neuwerk wurde der Prior Arnold von Holte aus Kloster Böddeken bei Paderborn.

Seine Bemühungen um eine Klosterreform gab indessen Erzbischof Friedrich auch nach Busch's Weggang nicht auf, richtete sie vielmehr jetzt auch gegen die Bettelorden seines Erzbistums, wozu ihm Papst Pius II. 1461 das Recht ausdrücklich gab.

Im Orden der Franziskaner waren zwei Strömungen vorhanden. Dem milderen und laxeren Systeme der Conventualen stand das strengere der Observanten gegenüber. Mit einem großen Teile der Sächsischen Ordensprovinz gehörten die Hallenser Brüder zu den Conventualen. Sie für die Richtung der Observanten zu bestimmen war schon im Jahre 1452 der einflußreichste Mann im Orden, der berühmte Legat Giovanni Capistrano, nach Halle gekommen. Zugleich hatte er die Aufgabe Buße zu predigen und zum Türkenkriege aufzurufen. Zu diesem Zwecke war ihm auf dem Markte eine Kanzel errichtet worden, auf welcher er vier Tage hintereinander stundenlang gegen Wucher, Spiel und Kleiderpracht redete. Obgleich seine lateinisch gehaltenen Predigten gedolmetscht werden mußten, hatten sie doch, durch das große Sterben dieses Jahres unterstützt, den Erfolg, daß die Männer

Karten und Würfel, die Frauen ihren Putz und ihre falschen Haare auf einen Haufen zusammen brachten und verbrennen ließen.

Einen Einfluß auf die Halleschen Franziskaner scheint Capistrano indessen nicht ausgeübt zu haben. Auch daß man wie in Magdeburg so auch in Halle Rat und Bürgerschaft gegen sie aufrief, blieb ohne rechten Erfolg. Da griff der Erzbischof, welchem der Papst 1461 das Recht zur Reformation aller exemten und nichtexemten Klöster gegeben hatte, die Sache energisch an. Die Franziskaner beschwerten sich allerdings beim Papste; als sie aber dort kein Gehör fanden, fügten sie sich der Reformation und lieferten ihr Vermögen dem Rate aus, der dasselbe zu milden Zwecke verwenden sollte. Dies Vermögen bestand übrigens neben etlichen zur Verwahrung übergebenen Kleinodien und Silbersachen nur aus einigen Salzpfannen, Häusern und Wiesen, die zusammen auf 460 Schock Groschen geschätzt wurden. Auch ihr Terminierhaus in Cönnern gaben die Franziskaner damals auf. Sie verkauften es 1462 an einen Altaristen.

Gegner des Capistrano und Seele der Conventualen war ein Mann, dessen Leben und Wirken einer eingehenden Beschreibung wert wäre, nämlich der Franziskaner-Provinzial und Professor an der Universität Erfurt, Matthias Döring. Wir können hier nur kurz erwähnen, daß Döring auf dem Konzil zu Basel, wo er auf Seite des liberalen Papstes Felix V. stand, und weiter sein ganzes Leben lang ein ausgesprochener Gegner des Primates und der weltlichen Herrschaft der Päpste war und die Superiorität der Konzilien eifrig verfocht. Unter anderen Mißbräuchen der Kirche griff er auch den Ablaß und die Jubiläen an. Den Capistrano erklärte er für einen eitlen Prahler und Betrüger. Beim Erzbischof Friedrich erkannte er den großen Eifer, stellte aber dessen Einsicht hinter jenen sehr zurück. Auffallen muß bei seiner Geistesrichtung, daß er für das Heiligblutmirakel von Wilsnack eintrat, das doch selbst Kardinal Cusa und der dem Magdeburger Erzbischof so nahestehende Magister Toke bekämpften. Das Rätsel löst sich nicht zum Vorteil seines Charakters. Als

gebrorener Kyritzer handelte er nämlich gegen seine Ueberzeugung im Interesse seines Landesherrn, des Markgrafen von Brandenburg.

Döring, der 1443 selbst zum Gegengeneral seines Ordens und nach 1449 zum Guardian in Halle erwählt worden war, konnte übrigens in Sachen der Franziskaner gegen den Erzbischof nichts ausrichten. Im Jahre 1461 riet er selbst zur Nachgiebigkeit, legte sein Amt als Ordensprovinzial nieder und ging ins Kloster Kyritz.

Geradeso wie gegen die Franziskaner ging Erzbischof Friedrich gegen die Dominikaner vor, die sich als erbitterte Feinde der vom Erzbischof begünstigten Windesheimer Richtung ebenfalls jeder Reform energisch widersetzt hatten. Auch hier gebrauchte er endlich Gewalt. Näheres darüber ist jedoch nicht bekannt.

III.

Welchen Erfolg haben die Reformations-Versuche in Halle gehabt?

Nach Ansicht des katholischen Geschichtsforschers Janssen bietet die Kirche nach der mehr als fünfzigjährigen Zersetzung der religiös-sittlichen Zustände von Mitte des 15. Jahrhunderts ab das erfreuliche Bild einer nur gesunden Entwickelung dar, und hat das kirchliche Leben nach allen Seiten hin einen wunderbaren Aufschwung genommen. Das sei besonders der aufbauenden Wirksamkeit eines Cusa zu verdanken, dessen Reformation davon ausgegangen sei, daß man reinigen und erneuern, nicht zerstören und niedertreten, daß nicht der Mensch das Heilige, sondern umgekehrt das Heilige den Menschen umgestalten müsse.

Wir erkennen das reine Streben und die tüchtige Willenskraft der Männer, welche an der Besserung der Kirche gearbeitet haben, rückhaltlos an, bedauern aber, in dem unserer Betrachtung unterliegenden Gebiete eine „nur gesunde Entwickelung“ und einen „wunderbaren Aufschwung“ nicht finden zu können.

Die „neue Welt“, welche Busch in Halle schaffen wollte, ist durch seine und seiner Genossen Thätigkeit nicht ins Leben getreten. Selbst ein so milder Beurteiler wie Hertzberg sagt: „Von einer mächtigen religiösen Leidenschaft, von einer Art — sagen wir — Frühlingssturm, der alles hätte mit sich fortreißen, der die unzähligen Hindernisse hätte entwurzeln können, wie sie die Kraft des Herkommens und der Trägheit, oft auch der Böswilligkeit, noch öfter satte Schlaffheit der Reformation dieses Zeitalters entgegenstellte, war doch gar keine Rede.“ An einer freudigen Zustimmung zu dem Vorgehen eines Busch fehlte es bei der Geistlichkeit wie beim Volke durchaus. Vielmehr zeigte sich ein zäher Widerstand, der nur äußerlich durch Gewaltmaßregeln gebrochen wurde, innerlich aber sich erhielt. Das Leben der Geistlichen wurde daher vor den Augen der Welt eine Zeitlang ehrbarer, in die Klöster zog etwas mehr Ordnung ein, das Volk wurde momentan aufgerüttelt, im ganzen aber blieb das kirchliche Leben das alte, ja ging in der Folgezeit noch weiter zurück.

Welches Widerstreben Busch bei Einführung seiner neuen Klosterordnung zu bekämpfen hatte, ist schon wiederholt erwähnt worden. In der That hat er es nie ganz überwinden können. Noch weniger waren seine Reformen von Bestand. Selbst in Neuwerk, wo es ihm doch am besten gelungen war, wurde nach Busch's eigenem Berichte nicht länger als 20 Jahre nach Windesheimer Regel gelebt. In St. Moritz war die Reformation, wie bereits oben berichtet, noch zu Erzbischof Johannes Zeit nicht vollendet. Sie wird hier erst recht wieder in Verfall gekommen sein. Ebenso geschah es mit dem Generalkapitel sämtlicher 20 Augustinerklöster im Magdeburgischen, Sachsen, Thüringen und Meißen, das nach Kardinal Cusas Anordnung jährlich in Neuwerk gehalten werden sollte. Das erste fand am 19. September 1451 statt, hatte aber keine Nachfolger. Da rief Erzbischof Johannes 1470 den Propst Busch nochmals nach Halle, um die Sache wieder zu erwecken. Busch kam auch, und wirklich wurden 1470, 71 und 73 wieder drei Kapitel gehalten, ohne daß man jedoch viel mit ihnen erreichte. Sogar Dr. Buße,

der Propst von St. Moritz, wollte an ihnen längere Zeit nicht teilnehmen, weshalb ihn der Erzbischof allerdings seiner Würde entsetzte. Bei den übrigen Augustinerklöstern war die Begeisterung für diese Kapitel noch weniger groß. Nach dem Tode des Erzbischofs fiel denn auch die Einrichtung rasch in sich zusammen.

Im Jahre 1505 sah sich Erzbischof Ernst veranlaßt, durch Adolf von Anhalt und etliche Domherrn bei Klöstern und Geistlichen eine neue Visitation zu halten. Die infolge derselben an das Stift St. Sebastian in Magdeburg gerichtete, aber zweifelsohne auch auf Halle Anwendung findende Charta visitationis zeigt, daß damals dieselben Mißstände wieder eingerissen waren, gegen die 60 Jahre früher ein Busch gekämpft hatte.

Um die bei der Visitation vorgefundenen Mängel, durch welche „die Gottesverehrung und die Ehrbarkeit der Geistlichen geschändet" würden, zu beseitigen, ordnete der Erzbischof folgendes an: Die Stiftsgenossen sollen die Horen, Vigilien und sonstigen Gottesdienste ordnungsmäßig und andächtig verrichten, auch nicht ohne erzbischöfliche Erlaubnis verändern. Zur Feier des Altarsakraments soll reines Weizenbrot und guter, nicht verdorbener Wein genommen werden. Gottesdienstliche Gewänder und Geräte soll man gut reinigen, alte erneuern und liturgische Bücher unter sich in Einklang bringen. Auf Ausschmückung und Reinhaltung der Kirchen, Altäre und Schlafsäle soll geachtet, in letzteren ohne Lärm verkehrt, auch zur Matutine aufgestanden und nach derselben weder im Dormitorium noch anderswo weitergeschlafen werden. Die Einkünfte der Kirche sollen ohne List, Trug und Neid gerecht verteilt, Benefizien unvermindert und ohne Simonie an geeignete Personen übertragen werden. Alle kirchlichen Personen sollen sich durch Sitten, Kleider und Tonsur auszeichnen, nächtliches Geschrei, maßloses Lachen und andere Ausgelassenheit in Straßen, Kreuzgang und Speisesaal, besonders während des Gottesdienstes in der Kirche nicht treiben, ohne genügende Ursache den Chor nicht verlassen und beim Kultus andere nicht stören. Alle Geistlichen sollen nüchtern und keusch leben, Kneipen und des Mangels an Ent-

haltsamkeit verdächtige Personen nicht besuchen, noch letztere in ihren Häusern dulden, auch nicht eigene Kinder zur Schande christlicher Ehrbarkeit bei sich wohnen haben, ihre Häuser verdächtigen Personen nicht öffnen, sich der Kauf- und Verkaufgeschäfte enthalten und solche auch nicht im Gotteshause zulassen.[1]) Weil bis dahin viele Kanoniker sich gegen den schuldigen Gehorsam häufiger an Gerichtsstätten als in der Kirche eingefunden und dort Laien gegen die Kirche und einzelne Personen aufgereizt hätten, solle fortan kein Kanonikus sich in Rechtshändel einmischen. Der Prälat und Senior dürfe die üblichen Generalkapitel nicht vernachlässigen, sondern habe die Charta bei denselben vorzulesen, alle Uebertretungen zu erforschen und ohne Ansehen der Person zu bestrafen.

Geradeso waren nach der Charta visitationis et reformationis des Abtes Benedikt von Zinna im Jahre 1506 bei den Cisterzienserinnen des Klosters Marienkammer dieselben bösen Geister, die Busch ausgetrieben hatte, wieder zurückgekehrt und hatten noch andere schlimmere mitgebracht. Die alte Klosterregel war zerfallen, der Gottesdienst wurde unordentlich gehalten und oft versäumt. Nach Belieben empfingen die Nonnen Besuch und gingen selbst in die Stadt. Die Verwandten brachten den Einzelnen Speisen und andere Dinge, welche diese für sich behielten. Novizen wurden unter 15 Jahren und über die festgesetzte Zahl hinaus angenommen. Viel lautes Geschrei, Verleumdung, Zank und Streit herrschte, und gern guckten die Nonnen zum Fenster hinaus auf die Straße. Aebtissin und Priorin hatten die Autorität verloren. Man hielt nicht mehr die Liebe gegen alle Schwestern hoch, sondern einzelne Kreise schlossen sich ab und versammelten sich besonders. Der Abt ordnete deshalb genaues Schließen der Pforte, besonders nach dem Kompletorium, Vermauern der nach der Straße gehenden Fenster, Unterredung auch mit ehrbaren Freunden nur in Gegenwart der Aebtissin oder

[1]) Noch bei Einrichtung des Neuen Stifts in Halle durch Kardinal Albrecht im Jahre 1526 wird dessen Kanonikern verboten Handelsgeschäfte zu treiben.

zweier älteren Nonnen, die gleichmäßige Verteilung aller eingehenden Gaben, die Abschaffung des Privateigentums, Schweigen im Speisesaal, Kreuzgang, Schlafsaal und Gotteshause an und verbot jegliches Ausgehen, — alles unter Androhung von Strafen bis zu Fasten und Gefängnis.

Selbst die Bettelorden gestatteten den weltlichen Gütern wieder Eingang. So erhielten die Dominikaner verschiedene Schenkungen, konnten sich auch eine neue Kirche bauen.

Auch die Unkeuschheit der Geistlichen und Mönche riß wieder ein und mehrte sich noch. Das Vorstehende hat darüber schon Belege geliefert und läßt auch die Nonnen verdächtig erscheinen. Am schlimmsten trieben es aber die Erzbischöfe selbst. Als Erzbischof Ernst, derselbe, welcher die vorstehende Charta visitationis erließ, 1503 sein neugebautes Schloß Moritzburg in Halle bezog, that er es, um fast ein halbes Jahr in demselben an den „Franzosen" krank zu liegen. Sein Nachfolger, der Kardinal Albrecht, hatte in dem „Kühlen Brunnen" ein Zimmer mit besonderem Eingange von der Straße aus, in welchem er geschlechtlichen Lüsten frönte. Seinen Vertrauten Schönitz, dem das Haus gehörte, soll er nicht nur wegen Betrügereien, sondern wesentlich deshalb haben hinrichten lassen, weil er mit einer für ihn aus Italien geholten Sängerin zu intim verkehrte.

Von den Geistlichen insgemein sagt die 1521 in Halle erschienene Streitschrift des Ignatius Styrll: „Keuschheit hat kein Pfaff, oder es ist seltsam, und sie geben lieber zu, daß Pfaffen huren, denn ihre eignen Weiber haben." In der That gestattete Albrecht den Geistlichen Konkubinen gegen eine Geldabgabe. Dagegen wurde „ein Pfaffe, ein frommer Herr, wegen des ehelichen Standes gefänglich gehalten", ja man vermutete, er sei deshalb ermordet worden.

Das unsittliche Abenteuer, welches in den „Briefen der Dunkelmänner" einem früher in Halle, später in Wittenberg lebenden Dominikaner nachgesagt wurde, gewinnt dadurch an Glaubwürdigkeit. Studenten hatten dem ihnen verhaßten Manne nachgespürt, ihn bei einer Frau über-

rasch und den nackend Entfliehenden unter Verhöhnung in Kot und Wasser geworfen.

Neben der Wollust stand die Geldgier. Gegen sie aufzutreten hatte nicht einmal Propst Busch gewagt. Sein Kloster Neuwerk beließ er ruhig in seinen großen, denen einer Reichsgrafschaft gleichenden Einkünften. Auch Erzbischof Friedrich zwang nur die Franziskaner und Dominikaner ihre geringen Besitzungen aufzugeben. Selbst Janssen muß zugestehen, daß sich „der Geiz innerhalb des Klerus aller Grade und Ordnungen in der Sucht, die kirchlichen Renten und Einkünfte nach Möglichkeit zu erhöhen, offenbart" habe. Er hätte nur auch rügen sollen, daß selbst das, was als das „Heilige" galt, dazu gemißbraucht wurde.

Obenan steht hier der schmachvolle Ablaßhandel. Was ein Cusa gegen ihn gesagt hatte, war vergessen, wenn man es überhaupt je recht gehört hatte. Der Vorteil der Bischöfe und besonders die Bedürfnisse der päpstlichen Kammer, dieser „Mutter des Geldes der Gläubigen", schlugen alle etwa auftauchenden Bedenken nieder. Zur Feier des Jubeljahres errichtete man 1502 in St. Marien ein Kreuz und stellte vor dasselbe einen Kasten, in welchen jeder, um der päpstlichen Jubelgnade teilhaftig zu werden, so viel einlegen sollte, als er in einer Woche verzehrte. Nur wer das nicht konnte, mochte für die Christenheit beten. Viele meist ärmere Leute gingen bis auf den Gürtel entblößt und mit Ruten und Lichtern in den Händen an die Beichtstühle, um dann vor dem Kreuze mit den Ruten geschlagen zu werden. Die Einlagen in den Kasten und der Erlös für 2550 Ablaßbriefe (dieser 616½ Fl.) gab die Summe von 1200 Fl. Der gleichzeitige Berichterstatter sagt, daß dieses Geld, welches in die erzbischöfliche Kasse floß, zumeist verspeist, verpraßt und teilweise zum Bau von Schlössern verwendet worden sei.

Nicht anders ging es bei dem sattsam bekannten Ablaßhandel des Erzbischof und Kardinal Albrecht zu. Seit Juni 1517 predigte in seinem Auftrage Tetzel in der Martinskapelle und gab Ablaßbriefe aus. Das genügte aber dem Herrn Erzbischof noch nicht. Um für sein

neues Domstift „Ad velum aureum“, von dem er kräftigen Widerstand gegen die reformatorische Bewegung erhoffte, die nötigen Gelder zu erhalten, veranstaltete er eine Ausstellung des von ihm zusammengebrachten, aus 8933 Partikeln und 42 ganzen Heiligen bestehenden „Heiligtums“ [1]), welcher Reliquienschatz in summa einen Ablaß von 29,245,120 Jahren und 220 Tagen repräsentierte und dazu noch 6,540,000 Quadragenen Ablaß gewährte, d. h. so viel, als durch 6,540,000 vierzehntägige Bußübungen erworben werden konnte.[2]) Wie sehr es bei dieser Ausstellung aufs Geld abgesehen war, das der Erzbischof zu seinem üppigen Leben gar nötig brauchte, zeigt die Bestimmung, daß, wer drei Vaterunser vor dem „Heiligtum“ bete, 100 Jahre, wer aber Almosen zum Kirchbau gebe, 4000 Jahre Ablaß gewinne. Nicht minder charakteristisch ist die andere, nach welcher auch übel erworbenes Geld, von dem man nicht wisse, wem es zurückzugeben sei, in den Kasten gelegt und dadurch Absolution erlangt werden könne. Die Instruktion der von Albrecht ausgesandten Ablaßboten enthielt demgemäß folgende, diese sogenannten „Compositionen“ betreffende Absolutionsformel: „Ich verzeihe und gestatte Dir, wenn Du einen Teil oder die und die Summe zu diesem heiligen Zwecke hergiebst, von der ferneren Restitution des übrigen in Deinem Besitz befindlichen un-

---

[1]) Unter den Reliquien befanden sich: Haare der Maria, eine Flasche voll Milch unserer lieben Frau, ein Stückchen von der Rute des heil. Joseph, die geblüht hatte, ein Stückchen von dem Baume, der sich vor Christus geneigt, ein Stückchen von dem Stabe, welchen der heil. Petrus nach Trier geschickt, den heil. Maternus damit vom Tode zu erwecken, ein deutsches Ochsenhorn, das eine Greifenklaue sein sollte, ein großes Stück vom Schulterblatt des heil. Christophorus, Erde vom Acker zu Damascus, davon Gott den Menschen gemacht, und vom Felde Hebron, wo Adam Buße gethan, Manna aus der Wüste, ein Stück vom Leibe des Isaak, zwanzig Stückchen vom brennenden Busch des Moses.

[2]) Zu Gunsten seines neuen Stiftes hat Albrecht auch 1519 das reichbegüterte Moritzkloster und 1527 das Kloster der Serviten und das Stift Neuwerk aufgehoben, ebenso vorher schon die Kirche der Dominikaner und die alte Ulrichskirche abbrechen lassen.

gerechten Gutes absolviert und auch fernerhin durchaus nicht zur Restituierung verpflichtet zu sein." Wie groß wird die Versuchung gewesen sein, eine Rückerstattung ungerechten Gutes für unmöglich zu halten.

Nächst Luther, dessen Vorgehen gegen Kardinal Albrecht bekannt ist, geißelte der wahrscheinlich pseudonyme Hallenser Ignatius Styrll diese schamlose Ablaßwirtschaft mit scharfen aber gerechten Worten.

Daß auch die sonst für Halle erwirkten Ablaßbriefe (z. B. in den Jahren 1464 und 1500 für St. Ulrich, 1500 für die Brüderschaft St. Jacobi im Kloster der Marienknechte) sowie teilweise wenigstens die sich mehrenden Stiftungen von Bruderschaften, Seelenmessen, Jahresgedächtnissen u. s. w. den Zweck des Gelderwerbs verfolgten, sei hier nur angedeutet.

Aber haben die Reformationsbestrebungen eines Cusa und Busch nicht dadurch wenigstens segensreich gewirkt, daß fortan in der Kirche mehr gepredigt wurde? Römische Schriftsteller behaupten es, und in der That mag es auch in etwas der Fall gewesen sein. Nur folgt es noch nicht, wie Janssen mit großem Fleiße nachweist, daraus, daß durch Synoden und Bischöfe zum Halten von Predigten dringend ermahnt, das Predigen auch in Büchern ernstlich empfohlen wurde, denn all dieses Drängen läßt eher auf das Gegenteil schließen. Jedenfalls war es mit dem Predigen noch sehr übel bestellt. Am meisten wurde von Ordensleuten, von den Weltgeistlichen der Stadt selten, in den Dörfern fast gar nicht gepredigt. Es wird im Bezirk Halle gewesen sein wie im Halberstädtischen, wo nach einer Synodalrede vom Jahre 1504 in den Städten genug(?), in den Dörfern meistens gar nicht gepredigt wurde. Die Ordensgeistlichen, welche in Halle als Prediger auftraten, waren teils einheimische, teils fremde. Die „Denkwürdigkeiten des Ratsmeister Spittendorf" erwähnen aus den letzten Jahren vor 1480 als Prediger einen Augustiner aus Sangerhausen, den Prior der Dominikaner, zwei andere Dominikaner, den Predigermönch Johannes v. Plauen, den Dr. Joh. Trost von den „Neuen Brüdern" (Serviten) — und nur einen Weltgeistlichen, den Prediger

Euchart von St. Marien. Das Verlangen nach Predigern scheint dabei in der Bürgerschaft lebhaft vorhanden gewesen zu sein. Im Jahre 1504 wurde eine Stiftung von 100 Rfl. gemacht für einen gelehrten Dr. theol. von guter Aussprache, der Sonn- und Festtags Nachmittag in St. Marien predigen sollte. Die Antwort, welche 1520 der Rat auf eine Bitte, das neue Stift unterstützen zu wollen, dahin gab: „die Stadt hätte bereits Kirchen genug, wenn sie nur treue Lehrer und Prediger hätte, die das Wort Gottes rein und lauter predigten", kommt dagegen schon auf Rechnung der Lutherischen Bewegung.

Uebrigens waren die Predigten, soweit sie nicht zum Zwecke des Terminierens gehalten wurden, wesentlich Gesetzespredigten. Solche aus der Passionszeit des Jahres 1480 behandelten z. B. zwar die Leidensgeschichte, rügten im Anschluß an dieselbe aber nur Neid, Gewaltthat gegen Ehre, Leib und Gut, Zwietracht u. s. w. Vielfach hatten die Predigten als Zeitpredigten die öffentlichen Verhältnisse zum Gegenstand und straften mit anerkennenswertem Mute vorhandene Uebelstände. Das erregte freilich sehr das Mißfallen des Erzbischofs und seines Kapitels, sowie das des Rates. Man bedeutete die Prediger, die meist Mönche waren, sie sollten sich nicht um die Dinge der Stadt kümmern, sondern das „Evangelium" predigen. So im Jahre 1480, als der Streit zwischen Rat, Patriziern und Erzbischof in hohen Wogen ging. Gleichzeitig klagt ein Dominikaner, man finge sie in ihren Worten und brächte sie wegen dessen, was sie tags vorher gepredigt, vor die „rote Thür", d. h. vor das Blutgericht.

Wie gering das Ansehen und folglich auch der Einfluß der Prediger, wenigstens der Dominikaner war, bekunden die Epistolae obscurorum virorum. In einem aus Halle datierten Briefe wird gesagt, daß die Hallenser durchaus für Reuchlin wären, die Dominikaner aber nur deshalb die Schriften der Juden auf Anraten des Pfefferkorn verbrennen wollten, damit die Juden ihnen Geld gäben. Man traute ihnen also keinen sittlichen Ernst zu. Noch deutlicher geht das aus einer anderen Stelle desselben Buches hervor. Von dem Dominikaner Georg Sibutius, dem-

selben früheren Hallenser, von dem das S. 40 erwähnte unsittliche Abenteuer erzählt wird, heißt es dort: „Er war ein großer Theologe und spekulativer, neue Fragen aufspürender Geist. In Wittenberg predigte er ein halbes Jahr lang und scheute dabei keinen Menschen, auch nicht die Fürsten und ihre Vasallen. Bei Gelagen jedoch war er ganz anders. Da trank er mit seinen Genossen halbe und ganze Becher. Hatte er dann abends mit ihnen gezecht, so predigte er am andern Morgen über sie und sagte: So sitzen die Magister dieser Universität mit ihren Scholaren, trinken die ganze Nacht hindurch, spielen und treiben Leichtfertigkeit und sollten doch die Menschen um deswillen, was sie selbst thun, tadeln.“ Diese seine heuchlerische und verräterische Handlungsweise war der Grund, weshalb die Studenten seinem verborgenen sittenlosen Treiben nachspürten. In der That konnten Leute, denen man solche Dinge nachsagte, auf der Kanzel keinen Einfluß ausüben.

Von gedruckten Bibeln, Predigten und Erbauungsbüchern, durch welche sich ebenfalls der Aufschwung des kirchlichen Lebens gezeigt haben soll, läßt sich in Halle während der Herrschaft des Papsttums nichts auffinden. Das erste nachweislich in Halle gedruckte Buch ist die 1520 veröffentlichte Anpreisung des obengenannten „Heiligtums“, gegen welche Ignatius Styrll seine „Glosse“ schrieb.

Dagegen zeigt sich allerdings etwas wissenschaftliches Streben. Propst Nikolaus Syntram von Neuwerk (starb 1504) galt als einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er war Historiograph. Sein Nachfolger Johannes de Paltz (Gethink), Dr. des kanonischen Rechtes, ragte als Rechtsgelehrter und theologischer Schriftsteller hervor. Im Kloster der Serviten, dessen 1503 verstorbener Prior Dr. Joh. Trost den Ruf hoher Gelehrsamkeit genoß, wurde die Bibel eifrig studiert. Wesentlich um juristische Kenntnisse sich zu erwerben, besuchten junge Hallenser die Universitäten Erfurt und Leipzig und gleich nach ihrer Eröffnung die auch vom Erzbischof Ernst, dem Bruder Friedrichs des Weisen von Sachsen, unterstützte Universität Wittenberg. Indessen kommt die Zunahme des Sinnes für die Wissenschaft nicht auf Rechnung der römischen Reformationsbestrebungen, die auch gar

nicht nach dieser Seite hin gerichtet waren. Das Bibelstudium der Serviten war ein Erbe früherer Zeit. Auch die Vorliebe für das Rechtsstudium geht weiter zurück, als auf die Bestrebungen eines Busch. Nicht ohne Einfluß war hier ferner der Humanismus, dessen namhafter Vertreter Crotus Rubianus, anfänglich bei der Abfassung der Dunkelmänner-Briefe (1515) vorzugsweise beteiligt und ein Anhänger Luthers, 1531 zu den Gegnern der Reformation überging und als Kanonikus in das Hallesche Domstift eintrat.

Auffällig ist, daß wir während der Zeit von Mitte des 15. bis Mitte des 16. Jahrhunderts von einer Weiterförderung des Hallescher Schulwesens nichts erfahren. Es scheint mit demselben beim alten geblieben zu sein (vgl. S. 10), bis die Lutherische Reformation auch hier neues Leben brachte. Im Jahre 1562, also mit der offiziellen Einführung der Reformation, werden die ersten Volksschulen für Städte, Flecken und größere Dörfer angeordnet. Kleinere Ortschaften erhalten auch jetzt noch keine. Eine eigentümliche Beleuchtung erfährt übrigens das städtische Schulwesen dadurch, daß der bedeutendste Führer des Bauernkrieges, der bekannte Thomas Müntzer, nicht nur in Halle die Schule besucht hatte, sondern daselbst, wahrscheinlich an St. Gertrud, auch vor 1513 Lehrer (collaborator) gewesen war. In dieser Stellung trug er sich mit aufrührerischen Anschlägen gegen Erzbischof Ernst, den Zerstörer der städtischen Freiheit, und verschwor sich mit einem Teile der Bürgerschaft zu einer blutigen Empörung, die jedoch nicht zum Ausbruch kam. Bei seinem Fortgang ließ er viele Freunde und Anhänger seiner Gedanken in Halle zurück.

Das führt uns auf das sittlich-religiöse Leben des Volkes, auf das die Reformationsversuche des 15. Jahrhunderts eine heilsame Wirkung ebenso vermissen lassen, wie auf das Leben der Geistlichen. Busch schreibt allerdings, das Volk sei durch Doblers Predigten je länger je mehr gebessert worden, und in Naumburg sagte ein Franziskaner von jener Zeit in öffentlicher Predigt: „In Halle werden die zehn Gebote gepredigt, und die Hallenser

halten sie fleißig; thut Ihr nicht dasselbe, so werdet Ihr alle verdammt." Beide haben offenbar übertrieben. Am einschlagendsten war noch die Bußpredigt des Capistrano; aber auch diese ging vorüber wie ein Meteor.

Nur das im engeren Sinne kirchliche Interesse scheint durch die Reformbestrebungen einige Anregung erfahren zu haben. Gerade nach Mitte des 15. Jahrhunderts entstehen mehrere kirchliche Bauten. Die Kirche St. Gertrud erhält ein neues Dach, in St. Moritz beginnt der Neubau, und vor dem Galgthore wird entweder zum Troste für die Opfer des nahen Galgens oder als Schmuck des Rastplatzes der St. Marcus-Prozession die jetzt noch vorhandene steinerne Bildsäule mit der Darstellung des Leidens Christi errichtet.

Ebenso mehren sich die geistlichen Brüderschaften und zwar besonders im Anschluß an das Fronleichnamsfest. Die Stadt bekam deren mehr als acht, Glaucha, Löbejün und Zörbig je eine. Eine ganz neue Art war die Brüderschaft St. Jacob v. Compostella. Sie schloß sich an die Serviten an, welcher Mönchsorden auch den Bornmeistern, Salzwirkern, Brauern und Bäckern Aufnahme in ihre Kirche und Anteil an ihren guten Werken gewährte. Zumeist erwirkten sich diese Brüderschaften vom Erzbischof Ablässe, wie auch etliche Kirchen solche erhielten. Zahlreich sind die Gründungen und Dotationen neuer Altäre. Unter Erzbischof Johann sind deren zwei, unter Ernst sieben, unter Albrecht drei urkundlich beglaubigt. Der Eifer für solche Stiftungen nimmt also sichtlich zu, um aber nachher ebenso sichtlich wieder abzunehmen. Ein Schluß auf wachsenden Kirchenbesuch ist jedoch aus der Vermehrung der Altäre nicht zu ziehen. Im Jahre 1503 hatten sich z. B. die Einkünfte von der Messe in St. Ulrich so vermindert, daß der Erzbischof den Altaristen am dortigen St. Erhard-Altare von der Residenzpflicht entbinden und zum Lesen von nur zwei Messen wöchentlich verpflichten konnte. Ursache war wohl, daß sich die Vorliebe der Hallenser mehr neuen Heiligen und besonders der Jungfrau Maria zuwendete. Die von Papst Alexander [illegible] Festfeier für die heilige Anna, die Mutter der Maria, wer-

MAY 31 1902

öffentlichte der Erzbischof 1494, und von 1517 ab findet sich denn auch in St. Ulrich jeden Mittwoch eine solenne Messe für die Anna. Als feierlicher Lobgesang auf die Maria kam das „Salve regina“ auf. Es wurde in U. L. Frauen seit 1490 täglich gesungen, und 1497 stiftete der Pfarrer von St. Ulrich ein solches, täglich nach dem Completorium zu singen, in seiner Kirche.

Unter den kirchlichen Wohlthätern zeichnete sich der wohlhabende Bürger Schildberg aus. Im Jahre 1476 gründete er vor dem Klausthore eine Kapelle Mariae Magdalenae und dotierte sie, machte auch Stiftungen für Theologen, Juristen, Arme und für gefallene Mädchen, die sich bessern wollten. Eine seiner Stiftungen ermöglichte es noch 1507, daß Nicolaus Seydel, Baccalaureus liberalium artium, ein „guter gesprecher Mann, der viel Gehör bei den Leuten erlangt“, an St. Marien angestellt werden konnte.

Von sonstigen Beweisen der Wohlthätigkeit und der Kirchlichkeit seien noch folgende genannt: Im Jahre 1506 wurden zu St. Ulrich und zu St. Moritz neue Orgeln gebaut. Als im Jahre vorher der Deutschorden aus Livland mit Hilfe eines Ablasses Geld sammelte, erhielt er in Halle über 1000 Fl. Viel steuerten die Bürger auch den Serviten, als denen 1509 bei der Wölbung ihrer Kirche (der jetzigen Ulrichskirche) eine Vierung wieder eingestürzt war. Besondere Teilnahme zeigte sich für das „gnadenreiche und selige“ Jahr 1500. Große Scharen von Männern und Frauen zogen damals nach Rom, um der Eröffnung der goldenen Pforte von St. Peter, die $2^1/_2$ Jahrhunderte verschlossen gewesen war, beizuwohnen. So groß war der Wandertrieb, daß der Preis der „schweren Gulden“ aufschlug, weil die Pilger nur in dieser Münze zahlen durften. Vergessen seien auch nicht die im Jahre 1457 hervortretenden ersten Anfänge einer öffentlichen Armenpflege, die im Austeilen von Brod, Bier und Speck auf dem Markte bestand. Um dieselbe Zeit, nämlich 1460, gründete der Pleban Thilemann in Löbejün ein Hospital mit Kapelle, zu dessen Unterhalt in 61 Dörfern Almosen in Körben eingesammelt wurden.

Wir müssen sagen, das alles sind reichliche und erfreuliche Bethätigungen eines kirchlichen Lebens. Nur ließ dieses kirchliche Leben nichts geringeres vermissen, als eben das Leben. Man bewegte sich im kirchlichen Geleise nach hergebrachter Gewohnheit, ließ aber von erschrockenem Gewissen und ernstem Streben nichts verspüren. Die offenbarste Unsittlichkeit ging mit der kirchlichen Frömmigkeit Hand in Hand, ja man fand in den kirchlichen Werken eine Beruhigung des Gewissens und eine Beschönigung seiner Sittenlosigkeit.

Der oben genannte Schildberg hatte über allen kirchlichen Stiftungen in seinem Testamente die eigenen Kinder vergessen und wurde auf den Verdacht hin, daß er das reichlich gespendete Geld als Stadtkämmerer veruntreut habe, ins Gefängnis gesetzt, wo er 1505 starb. Die Geistlichen waren natürlich für die Rechtsgültigkeit seiner Gründungen und Vermächtnisse. — Von den Brüderschaften sagt Ignatius Styrll, daß sie die Frömmigkeit nicht förderten, sondern das Gemeindeleben zerrissen, nichts Gutes, sondern viel Neid und aufrührerische Anschläge im Gefolge hätten. — Als die Pilger des Jubeljahres 1500 aus Rom zurückkehrten, wußten sie wohl viel zu erzählen von der Tochter des Papstes (Alexander VI.), die „herlich und statlich geprangt", und welcher der Papst erlaubt habe, den dritten Mann zu nehmen, obgleich die ersten zwei noch lebten, auch daß einer der Verschmähten des Papstes Sohn, als er zu seiner Buhlschaft ging, erstochen habe, — aber davon, daß sie einem sittlichen Abscheu über dieses Schandwesen Ausdruck gegeben hätten, sagt der gleichzeitige Berichterstatter ebensowenig, als er selbst ihn kundthut. Vielmehr wird vom Papste stets als vom „allerheiligsten Vater" geredet. Natürlich, warum sollten sittliche Ausschreitungen, die man sich selbst in ausgiebigster Weise gestattete, die man auch an den eigenen Geistlichen und dem Erzbischofe nicht mehr auffällig fand, nicht auch bei dem Oberhaupt der Christenheit geduldet werden? Das sittliche Barometer war sehr tief gefallen.

Auf der anderen Seite fehlte es überall da, wo eigene, besonders pekuniäre Interessen ins Spiel kamen,

den geistlichen Oberen gegenüber gar sehr an Achtung und Gehorsam, und ist das eine eigentümliche Beleuchtung der Behauptung, daß der Katholizismus die alleinige Stütze der Autorität sei. Gerade die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde von den Kämpfen ausgefüllt, die mit dem gänzlichen Verluste der städtischen Selbständigkeit endeten. Anfänglich stand die Bürgerschaft bei verschiedenen Anlässen zur Wahrung ihrer Rechte einmütig gegen den Erzbischof. Dann befanden sich Erzbischof, Rat und Innungen auf der einen, die Patrizier und Pfänner, d. h. die Inhaber der Salzquellen, auf der anderen Seite. Im Jahre 1480 kam es sogar zu Blutvergießen, damit aber zum völligen Siege des Erzbischofs.

Berührten nun diese Streitigkeiten mit dem Erzbischofe immerhin noch tiefere Lebensinteressen, so widern die kleinen Kämpfe um Mein und Dein, welche unter lebhafter Beteiligung der Bürgerschaft zwischen dem Rate und verschiedenen Mönchsorden an der Tagesordnung waren, geradezu an. Mit der größesten Erbitterung kämpfte der Rat gegen die, wie es scheint allerdings zumeist im Unrecht stehende, Komturei St. Kunigunden. Der Streit kam erst zu Ende, als 1511 das erzbischöfliche Kapitel die Ländereien, die Stadt Halle aber die Gebäude derselben kaufte, und die Deutschritter sich nach Thüringen (Zwätzen bei Jena) zurückzogen. — Fast zu Totschlag seitens der Bürger führten die Häkeleien mit den Paulern (Dominikanern), die ihrerseits es an Schimpfreden nicht fehlen ließen und einmal sogar eine „Handbüchse“ über die Mauer legten, als wollten sie auf ihre Gegner schießen (1500). Der trutzige Prior Georg Behem mußte deshalb Halle verlassen. Die Feindschaft wich aber nicht. Am empfindlichsten für die Bürgerschaft äußerte sie sich dadurch, daß die Pauler 1505 ihre Kloaken und Aborte dicht über der städtischen Wasserkunst in die Saale führten, ohne daß der Rat es hindern konnte.

Nicht selten kamen Mord und Totschlag vor und führten fast jedesmal zu Kompetenzkonflikten der verschiedenen Gerichte. So zwischen dem Rat und dem Bischof von Merseburg, der Komthurei St. Kunigunden, dem Kloster Neuwerk u. s. w.

Ueberraschend ist, daß schon jene Zeit soziale Erscheinungen darbot, die in der Gegenwart als Zeichen tief stehender Sittlichkeit gelten. Im Jahre 1501 wurden einem gewissen Thilo Drakstedt namhafte Summen Geldes gegen hohe Zinsen anvertraut, mit denen dieser in Bergwerken des Erzgebirges spekulierte. Der Mann konnte schließlich nicht zahlen, wurde flüchtig, und viele Bürger kamen um ihr Geld. Das die eine. Die andere bestand in einem Strike der Salzarbeiter. Als diesen die Forderung höheren Lohnes abgeschlagen wurde, legten sie die Arbeit nieder und bedrohten die Arbeitswilligen.

Nach wie vor stand der Aberglaube in Blüte. Als ein Gehängter acht Tage lang blutete, hielt man das für ein Wunderzeichen. Aus dem Erscheinen des großen Kometen des Jahres 1471 wurde auf großes Sterben, Teuerung, Krieg und Brand geschlossen. Im Jahre 1475 brachte der Pfänner Hans v. Waltheim von seiner Wallfahrt nach dem südlichen Frankreich 44 Gürtel mit, die an die Reliquien der zu St. Maxim bei Aix angeblich beerdigten Maria Magdalena gehalten waren, und schenkte sie an Hallesche Frauen als Hilfsmittel zu schmerzloser Entbindung. Gegen die Verehrung des „heiligen Blutes“ von Wilsnack hatte sich seiner Zeit nicht bloß der Rat, sondern auch der Erzbischof erklärt. Als sich aber in der Woche vom 2. bis 8. Juli 1475 aus Thüringen, Franken und dem benachbarten Mansfeldischen große Scharen, 2—300, auch mehr aus jeder Stadt, Männer und Frauen, Junge und Alte, Knechte und Mägde nach Wilsnack aufmachten, wie ohne Sinnen alle Arbeit stehen und liegen ließen, auch nicht einmal Geld mitnahmen, rissen sie doch gar manche Bewohner Halles und der Umgegend mit sich fort. Der Erzbischof aber konnte nichts dagegen ausrichten, weil diese Wallfahrten inzwischen die Anerkennung des Papstes gefunden hatten. Ein ganzes Nest von Aberglauben zeigte sich 1515 bei dem mit grausamster Hinrichtung endenden Prozesse gegen den getauften Juden Pfefferkorn.

Schmerzlich vermißt man bei der damals Halle bewohnenden Generation das Interesse für das deutsche Vaterland. Eine gleichzeitige Chronik registriert wohl

sämtliche Brände der näheren und selbst weiteren Umgebung, — sie hatten ja für den Handel der Stadt Bedeutung — aber für die Angelegenheiten des Vaterlandes zeigt sie wenig Teilnahme. Wenn sie über die Verhandlungen wegen des Türkenkrieges berichtet, zu denen der Erzbischof durch den König geladen wurde, läßt sie von einer Begeisterung für diesen Krieg auch nicht das Geringste spüren. Immer nur ist die Rede von der Aufbringung des leidigen Geldes, und um dieses wird gehandelt und gemarktet, obenan von dem allerdings viel in Geldnöten sich befindenden Erzbischof. Ebenso, als es sich 1508 um die Kaiserkrönung handelte. Als der Erzbischof die Reichssteuer von 7000 Fl. zahlen sollte, konnte der königliche Bote lange nicht befriedigt werden, bis endlich die Stadt das Geld bei einem Kaufmann in Leipzig besorgte. Sie hatte aber große Mühe, es vom Erzbischof wieder zu erhalten.

Wohl schlimmer noch als in der Stadt stand es um das sittlich-religiöse Leben *auf dem Lande*. Im Jahre 1469 führte Erzbischof Johannes unter Verschonung der Kirche, der Geistlichkeit und des Adels die Entrichtung des Zehnten wieder ein, was als eine schwere Belästigung empfunden wurde. Das Dorf Glaucha erhielt 1471 zwar einen Erlaß seiner Fronden an das Amt Giebichenstein, da aber der Erzbischof neben dem „zehnten Pfennig" den er forderte, dort noch Schankhäuser einrichtete, in denen sich lose Gesellschaft aufhielt, die in die Stadt nicht kommen durfte, sagte man, er kraue die Glauchaischen wie ein Habicht. Dazu war der Bauer hart durch den Adel bedrückt. Gegen das Jahr 1480 schreibt Ratsherr Spittendorf, die Dorfherren nähmen bisweilen den Unterthanen das Ihrige und frügen nicht danach, ob sie verdürben oder gediehen. Die Rittergüter mehrten und vergrößerten sich, und je weniger der Landadel es den reichen Kaufherren der Stadt gleichthun konnte, desto strenger forderte er gemessene und ungemessene Frondienste. Dadurch ging die verhältnismäßige Freiheit der Bauern ganz verloren, damit aber auch ein gut Stück ihrer alten Frömmigkeit und guten Sitte.

Es ist zuzugeben, daß die sittlichen Zustände, welche die erste Lutherische Kirchenvisitation des Jahres 1562 vorfand, nicht ausschließlich dem alten Kirchenwesen zur Last zu legen sind. Sie erklären sich zum Teil, wie aus den eben dargelegten sozialen Verhältnissen, so auch aus der Verwirrung der Geister, welche in der Uebergangszeit aus dem katholischen zu dem Lutherischen Kirchentum herrschte. Doch aber ist zu sagen, daß es nie soweit gekommen wäre, wenn die Reformversuche des 15. Jahrhunderts wirklich einen Erfolg gehabt hätten, und wenn die katholischen Kirchenmänner, die bis zu dem genannten Jahre thatsächlich noch das Regiment hatten, ihre Pflicht erfüllt hätten.

Die auf Grund der Visitation erlassene Kirchenordnung erklärt aber, daß die Unterthanen hin und wieder in ein rohes, wüstes, wildes und ungezogenes Leben geraten seien. Die Liebe zu Gott und dem Nächsten sei bei vielen gänzlich erloschen, und die Leute brächten, sonderlich in den Dorfschaften, ihr Leben ohne Gottesfurcht und wie die wilden Tiere ohne Scheu zu. Im einzelnen geht aus den Verordnungen hervor, daß der Feiertag oft durch Arbeit, ja durch unnütze Geschäfte entheiligt, die Predigt versäumt und das Sakrament nicht gefeiert wurde. Nicht nur Fremden, sondern auch Ortsbewohnern wurde unter der Predigt und Messe in den Gasthäusern Bier und Wein gereicht. Sogar auf den Kirchhöfen zechte man während der göttlichen Aemter Branntwein und hielt ihn dort feil. Den Sonntag entweihte man durch Zechen, Spielen, Rasseln (?), Rennen, Fechten und Tanzen. Es fehlte nicht an Zauberern, die Krystall guckten, wahrsagten und segneten. Gotteslästerung, Schwören und Fluchen war bei Jung und Alt schier zur Gewohnheit geworden. Dem Pfarrer gab man nicht überall seine Gebühr. Kirchliche Gebäude und Pfarrgüter wurden verwüstet, Kircheneinkommen vertrunken und ungebührlich verwendet. Hin und wieder fanden sich Leute, die täglich nur in Schenken lagen, soffen und spielten. Besonders beim Pfingstbier und bei den Kirchmessen herrschte viel Völlerei. Bei den Gelagen fehlte es nicht an Zänkereien und Schlägereien. Ehebruch, Hurerei, ja sogar Blutschande mußten mit Strafe bedroht werden. Bei Tänzen

trieb man unzüchtig Wesen mit Verdrehen und Schwenken. An unsittlichen Worten und Liedern war auch kein Mangel.

Die Verordnung deutet an, daß die weltlichen und geistlichen Behörden gegen die gerügten Fehler zu nachsichtig gewesen, und fordert größere Strenge. Bereits die für die Visitatoren erlassene Instruktion aber hatte angeordnet, daß alle untüchtigen Pfarrer entfernt und alle neu anzustellenden vorher examiniert, auch daß in Städten, Flecken und größeren Dörfern Schulen eingerichtet werden sollten.

Es wäre ungerecht und würde ein falsches Bild geben, wollten wir nicht anerkennen, daß selbst unter der ungebrochenen Herrschaft des Papsttums Träger einer edleren Geistesrichtung in Halle gelebt haben. Ratsmeister Spittendorf, der uns ein anschauliches Bild von den Kämpfen zwischen Erzbischof und Patriziern, in welchen er selbst eine hervorragende Rolle spielte, hinterlassen hat, zeigt ein durchaus inniges und durch keine Anrufung von Heiligen vermitteltes Gottvertrauen. Sehr gerühmt wurde der 1502 oder 1504 gestorbene Wilhelm von Anhalt, der 1471 nach seines Vaters, des Grafen Adolf Tode unter dem Namen Bruder Ludwig in den Orden der Barfüßer trat. „Er war ein inniger Bruder, that in seinem Orden viel Gutes und war ein Vorbild, so daß viele ehrbare und andere Leute sich besserten.“ Selbst bei dem Hauptvertreter des alten Kirchentums, dem Erzbischof Ernst, dessen Regierungsende von der Bürgerschaft mit Freuden begrüßt wurde, scheint das erschrockene Gewissen zuletzt noch zum Durchbruch gekommen zu sein. Als er am 3. August 1513 auf der Moritzburg im Sterben lag, sagten ihm zwei Barfüßer, er möge guten Mutes sein, sie wollten ihm nicht allein ihre eigenen guten Werke, sondern auch diejenigen des gesamten Barfüßer-Ordens mitteilen, und wäre kein Zweifel, daß er mit solchen vor Gottes Richterstuhl als gerecht und selig bestehen könne. Er aber antwortete: „Nein, ich traue, ich begehre eurer Werke nirgent zu, meines Herrn Christi Werk müssens allein thun, darauf verlasse ich mich.“ Wahrscheinlich hatte er solchen Sterbenstrost seinem Kaplan Clemens Schaw zu verdanken,

der später Diakonus in Eisleben wurde. Ob übrigens solche und andere Züge aufrichtiger Frömmigkeit auf die Reformationsbestrebungen vor fünfzig und mehr Jahren als auf ihre Wurzel zurückzuführen sind, steht sehr dahin.

Noch viel weniger sind natürlich die schon frühzeitig in Halle auftretenden evangelischen Regungen, der Widerspruch gegen das Ablaßwesen, das Suchen nach wahrem Seelenfrieden, das Verlangen nach der Predigt des lautern Gotteswort und ähnliches als spätgereifte Früchte der Aussaat eines Cusa und Busch und deren Mitarbeiter anzusehen. Sie weisen vielmehr ausschließlich auf Wittenberg hin. Denn nicht als Vorläufer der Lutherischen Reformation, wie man wohl gethan hat, dürfen jene Männer angesehen werden. Ohne Ausnahme zeichnen sie sich vielmehr durch ächt ultramontane Gesinnung aus. Wie Cusas Hauptaufgabe war, die Einheit der Kirche und das Ansehen des Papstes wiederherzustellen (Janssen), so galt auch einem Busch die kirchliche und päpstliche Autorität als das „Heilige", wodurch der Mensch umgestaltet werden müsse. In dem geringen Ansehen der sehr verachteten und verspotteten Geistlichkeit und in dem Ungehorsam gegen Rom lagen ihm alle Schäden der Zeit verborgen. Er lobte deshalb wohl auch den Erzbischof vor allem Volke und dem Klerus, so daß, wie er sagt, eine große Einigkeit entstand, aber der Papst stand ihm doch weit höher, als Bischöfe und Konzilien, er war ihm der „Allmächtige auf dem ganzen Erdkreise". Diese Gebundenheit an Rom erstickte in jenen Männern jegliche evangelische Regung, die etwa in ihren Herzen aufkommen konnte, sie ist auch der Grund ihrer so wenig nachhaltigen Wirsamkeit.

Durch das Vorstehende ist sattsam erwiesen, daß die Reformationsversuche des 15. Jahrhunderts die „neue Welt", die ein Busch erhoffte, nicht zu stande gebracht haben. Es waren vergebliche Versuche. Fast muten sie uns an wie die verzweifelten Bemühungen eines Lebendigbegrabenen, der den drückenden Sargdeckel zu heben sucht, ohne es zu vermögen. Uns Evangelischen liefern sie den Beweis, daß der christlichen Kirche jener Zeit nicht auf den Wegen des Mittelalters, nicht also durch Gesetzes-

predigt, straffe Handhabung kirchlicher Ordnungen u. dergl. zu helfen war, sondern nur durch eine neue Geistesausgießung, durch eine Erneuerung des innersten Glaubenslebens, wie sie die Lutherische Reformation brachte.

Die lautere Absicht, der hohe Eifer, die Thatkraft und Opferfreudigkeit solcher Männer wie Propst Busch, Erzbischof Friedrich und Kardinal Cusa verdient dabei unsere volle Anerkennung. Sie haben gethan, was sie konnten, aber mehr, als sie gethan, konnten sie eben nicht. Die Zeit war noch nicht erfüllet. Sie haben zu ihrer Zeit geleuchtet wie Sterne in dunkler Nacht, ja sie haben vielleicht auch in der Stille in manchem Herzen das Verlangen nach einer besseren Reformation, als sie selbst erstrebten, geweckt, eine solche ins Werk zu setzen, einen neuen Tag des Heils heraufzuführen, war geisteskräftigeren Männern vorbehalten.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.

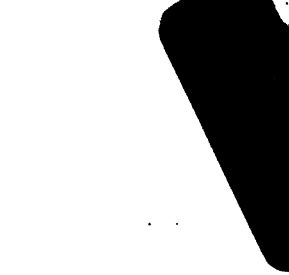
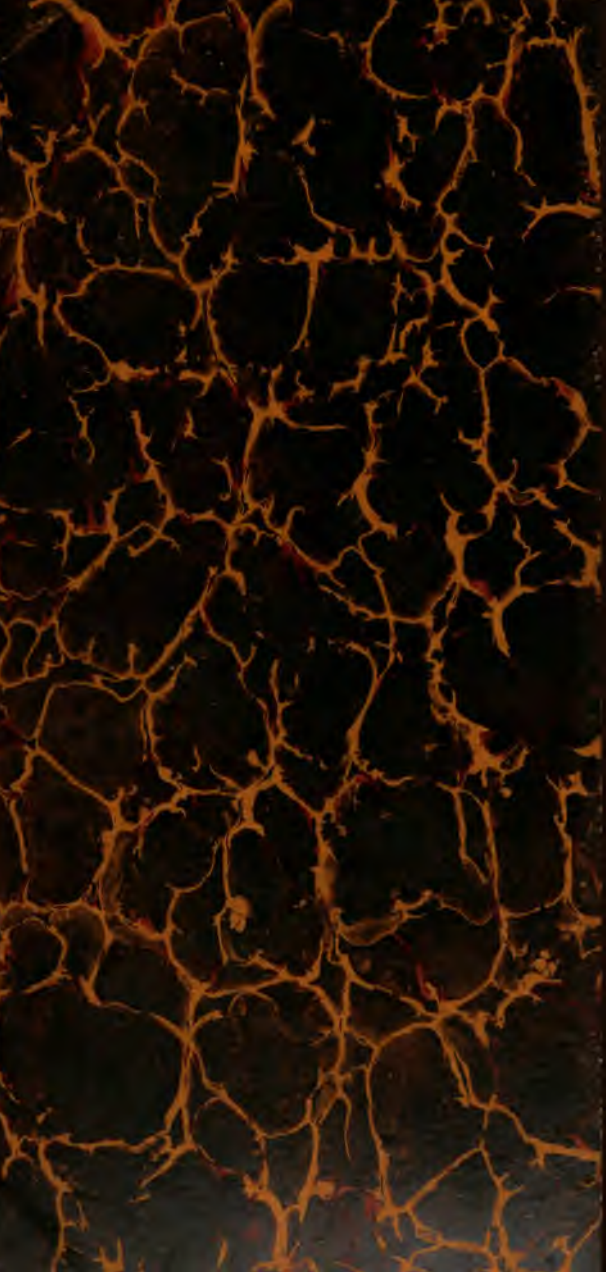
Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Nietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Rasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich v. Hutten. Ein Lebensbild a. d. Zeit d. Reform.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Franz Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. Georg Nietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Rey, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. A. Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsb. Conf. erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. K. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf u. Sieg d. Evangeliums i. Kr. Schwiebus.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Höhn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Hennenberg.
23. R. Foß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr. 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evang. Gemeinde Miltenberg u. ihr erster Prediger.
29. G. Zeiller, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.
30. H. v. Schubert, Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

31/32. Solle, R. W., Reformation und Revolution. Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

33. Th. Harten, Eine Hochburg der Hugenotten während d. Religionskriege.
34. H. Schnell, Die Einführung der Reformation in Mecklenburg.
35. Heinrich Rocholl, Aus dem alten Kirchenbuch einer freien Reichsstadt. Warnende Bilder aus der Vergangenheit für die Gegenwart in der Jesuitenfrage.
36. Heinrich Rocholl, Anna Alexandria, Herrin zu Rappoltstein, eine evangelische Edelfrau aus der Zeit der Reformation im Elsaß.
37. Adolf Henschel, Dr. Johannes Heß, der Breslauer Reformator.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.